



Augustin Grüniger, Abt von Muri-Gries, gest. 1897.

Abt Augustin Grüniger,

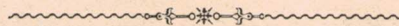
Der letzte Schüler von Muri. ♦ Der erste Novize von Gries.

Ein Lebensbild.



„Memoria ejus in benedictione erit.“

I. Machab. III. 7.



Von P. Gallus Küng, Professor und Präfekt.



Abt Augustin Grüniger,

Der letzte Schüler von Muri. — Der erste Novize von Gries.

Ein Lebensbild.



„Memoria ejus in benedictione erit.“

1. Machab. III. 7.

Als der Verfasser dieser Blätter mit seinen Schülern im Winter jene schwermutvolle Ode durchging, welche den Weggang eines fast Unentbehrlichen mit wenigen Worten so reich besingt, da ahnte er nicht, dass dieselben Strophen mit dem ganzen Inhalt ihrer Trauer in seinem engsten und eigensten Kreise eine leider so rasche und treffende Anwendung finden werde.

Quis desiderio sit pudor aut modus
Tam cari capitis ¹⁾?

Ja, in diesem Augenblicke taucht das greise und doch so lebenswarme Antlitz des Mannes, dem diese Zeilen gelten, im Andenken des Schreibers auf; dieses Antlitz, das so manchem Studenten und Lehrer, einem ganzen Volke von Verehrern das Urbild von Hoheit und Güte darstellte. In der Reihe der Jahre, mit den Spuren ihrer Freuden und Mühsale, ihrer Opfer und Segnungen strahlt es unvergesslich aus dem Rahmen unserer Erinnerung und so möchten wir es jetzt dem glücklichen Augenblick abgewinnen, bevor ihm die alles verwehende Zeit auch nur eine Farbe schwächt oder eine Linie auswischt.

Und dass wir den Verewigten gerade im Schulberichte unseres Gymnasiums und nirgend anderswo schildern wollen, das befremdet keinen, welcher weiss, dass Abt Augustin in jeder Weise der Vater dieser Anstalt war und dass er in sie seine ganze Vaterliebe und Vatersorge ergoss und denn auch von diesem Heim aus seinen grossen Ruf begründete.

Im Schulkatalog nun, wo Augustin die jährliche Summe seiner Freuden und Leiden jeweilen eingezeichnet und oftmals auch eine wissenschaftliche und praktische Erfahrung in prächtiger Ausführung den scheidenden Zöglingen als Gedenkblatt mitgegeben hat, in demselben Katalog soll denn diesmal sein eigen Bild nach allen Gauen wandern und ein liebevolles und treues Andenken an den Verstorbenen sichern.

„Multis ille bonis flebilis occidit
Nulli flebilior quam tibi. —“

Diese klassischen Worte des Venusiners enthalten gleichsam die Beileidsbezeugung des Katalogs an unser Kollegium im engern und weitem Sinne.

So möge denn das Bild des Verewigten vor unsern Blicken sich entrollen.

¹⁾ Horaz. Ode I. 24.

An der schönen Landstrasse, welche gleich einem prächtigen Silberfaden die üppigen Matten und Triften der fruchtbaren March durchschlängelt, liegt das idyllische Altendorf. Fast schüchtern schaut es hinüber zur Metropole des Seebezirks, als ob es, abgesehen von den vielen Vorzügen der Natur, nicht gerade den besondern Reiz der Lage am Zürchersee gemein hätte mit der St. Gallischen Rosenstadt. Uebrigens hat ja Altendorf selbst seine „Seestadt“. So heisst nämlich ein bekanntes Viertel an der Schifflände. Hier finden wir das Vaterhaus desjenigen, dem diese Blätter geweiht sind. Es ist ein einfaches, aber schmuckes Gasthaus, nah und fern bekannt unter dem Namen „zur Krone“, wo nicht nur der Pilger nach dem finstern Walde gerne zukehrte, sondern auch der Altendörfler hinter einem gemütlichen Sonntagsschoppen mit seinem Nachbar die engere und weitere Weltlage besprach. Was aber dem Hause Ruf und Kredit verschaffte, das waren die braven Wirtsleute. Vater Bernard Ignaz Grüniger (geb. 20. Mai 1784) galt als einfacher und sachkundiger Mann Land auf und ab, während seine würdige Gattin, Katharina Rosa Diethelm (geb. 24. März 1792), alle Eigenschaften einer christlichen Hausfrau in sich vereinigte.

In diesem Hause wurde Abt Augustin als das fünfte von acht Kindern den 12. Dez. 1824 geboren und erhielt in der hl. Taufe den Namen Joseph — einen Namen, dessen Wahl um so glücklicher erscheint, da Religiosität und gute Sitte mit Arbeitsamkeit und zeitlichem Wohlstand die wahre häusliche Ausstattung bildeten. Daher konnte es auch nicht anders sein, als dass die braven Eltern das Geschäft der Erziehung als das höchste und wichtigste betrachteten und in das Herz des kleinen Joseph jene Eindrücke pflanzten, welche in der Regel unverwüstlich bleiben. Vor allem war es die fromme Mutter, welche alles aufbot, um ihrem Söhnchen das zu geben, wozu sie Natur und Pflicht anhielt. „Der fasslichste Katechismus für Kinder ist ja, um mit einem berühmten Erzieher¹⁾ zu reden, die lebendige Religion, ausgedrückt in dem Antlitze und Leben, in Wort und Geberde der Mutter. Sie ist bald Sokrates für ihren kleinen Lehrling, indem sie ihm Begriffe finden lehrt; bald Johannes, indem sie ihn zu Christus weist; bald Maria, indem sie ihm von dem Vater im Himmel erzählt; bald Anna, indem sie ihren jungen Samuel beten, den Ruf Gottes verstehen lehrt.“

In diesem Sinne und Geiste wurde der kleine Joseph erzogen. Welch schönere Mitgift für ein Kind als eine solche Erziehung? Wie erwahren sich da die Worte des Dichters:²⁾

„Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen“,
oder Uhlands herrliche Verse:
„Zu steh'n in frommer Eltern Pflege
Welch grosser Segen für ein Kind;
Ihm sind gebahnt die rechten Wege,
Die Andern schwer zu finden sind“.

Dass es bei Joseph aller Sorgfalt und Aufsicht bedurfte, versicherte er selbst öfter in seinen spätern Jahren. Er war nämlich von ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, die nicht selten mit dem wirksamen Mittel der Rute in die richtigen Grenzen gewiesen werden musste.

So zahlte er auch für manch kühne Seefahrt, welche er in unbewachten Augenblicken unternahm, bei Vater und Mutter sein Fahrgeld.

Daraus lässt sich schliessen, dass der kernige Typus der Marchbewohner in dem jungen Grüniger frühzeitig zur Geltung kam; aber ebenso wahr ist, dass jenes frische,

¹⁾ Bischof Sailer.

²⁾ Schillers Lied von der Glocke.

freie, frohe Wesen gerade durch die vortreffliche Erziehung im Elternhause jene glückliche Veredlung und Ausgestaltung erhielt, welche, den Grundzug nicht verleugnend, zu jener Schaffensfreudigkeit wurde, die den l. Heimgegangenen bis ins Greisenalter begleitete.

Als so die Kinderjahre glücklich überstanden waren und der muntere Wirtssohn unter die ABC Schützen trat, da wurde die treue Elternsorge erst recht unterstützt durch die edle Bemühung und Hingabe eines musterhaften Jugendbildners, Adelrich Zehnder von Menzingen. Wir haben von diesem Manne so viel Schönes und Erbauliches aus dem Munde des Verstorbenen selbst gehört, dass wir ihm das Prädikat „musterhaft“ nicht versagen können.

Er war in der Tat ein Schulmeister von Gottes Gnaden, ein echter Pädagoge, der kein höheres Ideal der Erziehung kannte als Christus, den göttlichen Kinderfreund. Dazu zeichneten ihn Eigenschaften aus, die wir jedem Lehrer wünschen möchten. Grosse Liebe zu den Kindern, feste Berufstreue, Geduld, Sanftmut mit dem nötigen Ernst, zarte Gewissenhaftigkeit und ein sittenreiner Wandel. Gerade in letzterer Hinsicht passt auf diesen Mann Plutarchs Wort: „Man muss für seine Kinder nur solche Lehrer wählen, an deren Leben und Sitten nichts auszusetzen ist.“

Kein Wunder, dass der edle Mann in Altendorf so beliebt war bei Jung und Alt. An ihm haben sich die Worte der Schrift erfüllt: „Es gibt keine erhabener Kunst als die Erziehungskunst. Maler und Bildhauer schaffen nur leblose Gebilde, aber ein weiser Erzieher stellt ein lebendes Meisterstück hin, woran sich die Augen Gottes und der Menschen erfreuen.“

Man kann sich denken, mit welcher Zuversicht die Eltern ihren Joseph einem solchen Stellvertreter anvertrauten, wussten sie ihn doch aufs Beste versorgt. Ihre Hoffnung wurde wahrlich nicht zu Schanden. Da Lehrer Zehnder stets nach dem Wahlspruche handelte: Fortiter et suaviter; so hatte er auch beim jungen Grüniger bald gewonnenes Spiel. Gebot das Eine der allzu grossen Lebhaftigkeit des jungen Eleven im rechten Augenblicke Halt, so wirkte das Andere desto nachhaltiger auf das Gemüt des Knaben. Unter solchem Einflusse konnten bei der hohen Begabung auch die gewünschten Fortschritte nicht unterbleiben. Denn die Liebe und Berufsfreudigkeit, mit welcher Lehrer Zehnder seines Amtes waltete, erntete nicht bloss Gegenliebe für seine Person, sondern auch für den Unterricht.

Allerdings bot die Schule von damals nicht das bunte Vielerlei von heute. Ob aber in jener Zeit minder grundlegend gearbeitet wurde als in unseren Tagen, lassen wir diejenigen entscheiden, welche mit dem multum non multa noch nicht gebrochen haben. Uebrigens beschränkte sich Lehrer Zehnders Tätigkeit nicht nur auf die obligatorischen Unterrichtsstunden, viel mehr ging seine Uneigennützigkeit soweit, dass er sogar seine Mussestunden dem Musikunterrichte solcher widmete, bei welchen er Geschick und Talent wahrnahm. Ihm verdankte denn auch der Wirtssohn am See die erste musikalische Anleitung. Was heute auf dieser Alterstufe zu den Seltenheiten gehört: Treffkunst im Singen, ungezwungene Haltung beim Klavier, richtige Führung des Violinbogens, das hatte der schlichte Dorfschulmeister von Altendorf seinem Zögling in den Freistunden beigebracht.

Es muss doch etwas Wahres daran sein, was wir schon oft gehört haben, dass nämlich die Menzinger als Musikanten auf die Welt kommen. So viel ist gewiss, dass Frau Musika nicht leicht aus einem andern Dorfe unseres Vaterlandes ein solches Kontingent von Kunstjüngern zusammenbrächte. Was diesen Maestri von Menzingen und so auch Lehrer Zehnder besonders nachgerühmt wird, das ist einerseits die vorzügliche Mitteilungsgabe, anderseits der wohlthätige Einfluss auf Herz und Gemüt der Zöglinge.

Beides kam dem jungen Grüniger vortrefflich zu statten. Denn mit der Fertigkeit im Singen und Musizieren erlauchte der empfängliche Knabe zugleich das Geheimnis der Methode. Wie oft erzählte uns der Verstorbene von jenen musikalischen Turnieren bei Lehrer Zehnder, mit welcher Zauberkraft sein Violinbogen im Verein mit dem freundlich-ernsten Blicke die muntern Sänger und Geiger beherrschte, wie sie aus Haltung und Miene ein baldiges — natürlich in gutes Deutsch übersetztes — „quos ego“ gewärtigten, wenn ihre Aufmerksamkeit im Winter durch vorbeischwirrende Schlittschuhläufer, oder im wonnigen Mai durch das frohe Gejodel lustiger Alpfahrer nach dem Wäggital etwas abgelenkt wurde. Zu Rute und Stock griff Zehnder selten, denn seine Maxime lautete:

„Reicht das Wort — die Rute fort,
Reicht der Blick, spare das Wort.“

„Ich möchte auch einmal sehen, was aus dir werden soll“, apostrophierte nach gewissnen Vorkommnissen der gute Schulmeister den Lebhaftesten seiner Schüler, den kleinen Grüniger.

Dieses Wort, meinte der Verstorbene, sei ihm jedes Mal tief zu Herzen gegangen, — ein Zeugnis, dass er gemütvoll angelegt war. Es ist ja eine allgemeine Erfahrung, dass unter der äussern Lebhaftigkeit, die sich bisweilen zu losen Streichen versteigt, oft am meisten Gemüt verborgen liegt. Um so glücklicher ein Kind, wenn es eine Leitung findet, wie unser Joseph an Lehrer Zehnder, der durch sein eigenes gemütvolltes Wesen und durch seine opferwillige Liebe die Herzen der Eltern und Kinder eroberte! Denn wie gerade die zarteste Pflanze nur unter dem Einflusse des Lichtes und der Wärme gedeiht, so gedeihen auch Erziehung und Unterricht bei seelen- und gemütvollen Kindern nur, wenn sie sich in den milden Strahlen der Liebe sonnen. War also der Unterricht als solcher immerhin vortrefflich, so möchten wir doch jenen Einfluss, den Lehrer Zehnder durch sein Beispiel, durch seine uneigennützigte Liebe, durch so manch gutes Wort am rechten Ort auf seinen Zögling ausübte, noch weit höher stellen. Dies war um so bedeutungsvoller, da Joseph schon im ersten Jahre seines Schulbesuches den lieben Vater verlor. Eine tückische Krankheit hatte den allgemein beliebten Wirt zur Krone im schönsten Mannesalter von nur 46 Jahren dahingerafft. Hätte wohl dieser Verlust besser ersetzt werden können, als durch seinen wahrhaft väterlichen Freund in der Person des braven Schulmeisters? Wir dürfen uns daher nicht wundern, dass die göttliche Vorsehung gerade dieses musterhaften Jugendbildners sich bediente, um seinem Zögling den Weg dahin zu bahnen, wo er das eigentliche Fundament zu seinem Lebensberufe legen sollte.

Je mehr das anfangs so lebhaftte Wesen Josephs dank dem bekümmerten Walten der Mutter und den Bemühungen des wackern Schulmeisters allmählich auf das richtige Niveau gebracht wurde, desto mehr erwachten von Jahr zu Jahr Lust und Liebe am Lernen. Aber auch Gesang und Musik wurden eifriger betrieben, und da Joseph eine sehr schöne, vollklingende Stimme besass, beförderte ihn sein Lehrmeister zur Ehre eines Kirchensängers — eine Auszeichnung, die den jugendlichen Alumnus der hl. Cäcilia mit einem gewissen Stolze erfüllte. Fast möchte es scheinen, als hätte er schon damals eine Ahnung von der Wichtigkeit des Wahlspruches gehabt: „Operi Dei nihil præponatur“. Gewiss war diese hohe Begeisterung für die hl. Sache nicht nur eine äussere und zufällige, sondern vielmehr das erste Aufleuchten eines tief im Herzen schlummernden Zuges.

Der Gedanke, die Studienlaufbahn zu betreten, beschäftigte den Knaben je länger desto lebhafter. Wem aber sollte er seinen Herzenswunsch nächst der Mutter eher und lieber offenbaren, als gerade demjenigen, dem er so vieles verdankte — seinem lieben Lehrer und Mentor?

Die Mutter zeigte sich anfangs etwas zurückhaltend, wie es klugen Hausmüttern eigen ist, konnte aber schliesslich ihre Einwilligung nicht versagen, da sie vollends überzeugt war, dass der kluge Mentor ihres Sohnes dessen Vorhaben gewissenhaft geprüft habe.

Joseph betrachtete die Zusage der lieben Mutter für eine grosse Wohltat, wofür auch der Dank nicht ausblieb.

Nun kam die Wahl des Studienortes in Frage, die ziemlich bald entschieden war. Die Vorbildung, zumal die musikalische, liess es als sehr angezeigt erscheinen, Joseph einer Klosterschule zu übergeben, wo mit dem Studium der Wissenschaften zugleich die Musik eifrig gepflegt würde. Durch ein glückliches Zusammentreffen verschiedener Umstände und nicht zuletzt durch die Bemühung Lehrer Zehnders, den die Vorsehung gleichsam als Werkzeug ihrer Pläne gebrauchte, fiel die Wahl auf Muri.

Es war im Spätherbst des Jahres 1836, um die Zeit, welche nach dem alten Spruch den Studenten die Augen nass zu machen pflegte, als unser Joseph mit dem Segen der Mutter und herzlichem Abschied von den l. Geschwistern das traute Vaterhaus verliess und nach dem schönen Freiamt pilgerte. In seiner Gesellschaft befand sich auch ein Mitschüler, Bernhard Stählin, welcher, mit grossen musikalischen Talenten begabt, zugleich mit Grüniger die Klosterschule in Muri besuchte. Derselbe verlegte sich später ausschliesslich auf die Kunst der Töne und starb als Musiklehrer in Frankreich.

Die Reise nach Muri wurde grösstenteils zu Fuss gemacht, und so gab es für die Knaben, welche das erste Mal über die heimatliche Schwelle hinausgekommen waren, tausend Dinge zu sehen, die im Reize des sonnigen Herbsttages einen mächtigen Zauber auf Aug, Herz und Gemüt der jugendlichen Wanderer ausübten.

Was Freude und Genuss nicht wenig erhöhte, war die Begleitung ihres verehrten Lehrers Zehnder, der mit den muntern Jungen unterwegs ein hübsches Stück Geographie abwickelte, natürlich ohne dabei den Kanton Zug zu vergessen.

Dass auch die Magenfrage zur rechten Zeit befriedigend gelöst wurde, ist selbstverständlich. Und wenn dann die lustigen Bürschechen motu proprio ein frohes Duettchen anstimmten, da konnte der Meister unmöglich pausieren und machte es zum Trio, als wären sie in der Schulstube in Altendorf.

So langten sie, fast ohne die Weite des Weges zu spüren, am ersehnten Ziele an. Welche Ueberraschung beim Anblicke der ehrwürdigen Habsburgerstiftung mit dem gewaltigen Carré, der imposanten Front und den schmucken Türmen, die wie riesige Mahnzeichen die Bewohner von Nah und Fern an die Heiligkeit der geweihten Stätte erinnerten. Kein Wunder, dass der erste Eindruck dieses kolossalen Bauwerkes in dem Herzen unseres künftigen Musensohnes so etwas wie Beklommenheit und Furcht hervorrief. Allein diese Gefühle verschwanden in dem Augenblicke, da der Präceptor (Präfekt) an der Pforte erschien und die neuen Zöglinge mit einer Liebe und Freundlichkeit bewillkomnte, wie ein Vater seine Kinder.

Am folgenden Tage galt es die Aufnahmsprüfung als Lateinschüler und als Singknabe zu bestehen. Beides ging sehr glücklich von statten.

„Adspirat primo fortuna labori.“

Mit freudiger Genugtuung über solch günstiges Resultat nahm der treue Mentor Abschied von den ehrwürdigen Hallen, um der lieben Mutter die frohe Botschaft zu bringen, dass ihr Joseph gut aufgehoben sei. Und er war es in der Tat, so zwar, dass sein erster günstiger Eindruck in der Folge nie getrübt wurde.

Wie lieb und teuer ihm Alles geworden — Schule und Lehrer, Studium und Erholung, ganz besonders aber der erhebende Gottesdienst, davon zu reden, war ihm noch in seinen alten Tagen Wonne und Lust. Diese Zufriedenheit war übrigens durch die damaligen Verhältnisse voll und ganz begründet,

Abt Ambros hatte infolge seiner regen Begeisterung und Liebe zu den Wissenschaften alles aufgeboten, die Klosterschule zu heben. Nicht nur stellte er mehr Professoren an als früher üblich war, sondern gestattete ihnen auch einzelne Ausnahmen in den klösterlichen Uebungen, damit sie desto mehr Zeit für die nötigen Studien gewännen. Ausserdem liess er für die Konviklisten bequemere Räumlichkeiten und Einrichtungen im Neubau erstellen.

In diesen Räumen begann also Joseph seine wissenschaftliche Laufbahn. Durch eine exakte Tagesordnung, bei welcher Studium und Erholung, Gesang und Gebet, Essen und Schlafen in wohlthuendster Weise abwechselten, wurde er dann auch selbst ein Liebhaber und Freund der Ordnung. Der Mann aber, der es so vortrefflich verstand, seine Zöglinge in Zucht und Ordnung zu halten — ohne Gedanken an den Polizeistaat zu erwecken — war der sogenannte Präceptor, P. Augustin Kuhn. Es war der nämliche, der unserm Joseph beim ersten Schritt über die Klosterschwelle Liebe und Zutrauen eingeflösst hatte. Ob der fromme Mönch wohl ahnte, dass sein Zögling als Träger seines Namens einst so Grosses leisten werde? —

Wie wichtig das Amt eines Präceptors im Kloster war, ersieht man am besten aus den Statuten, wo es heisst: „Er möge wissen, dass ihm ein Amt von hoher Wichtigkeit anvertraut ist und dass es kaum ein anderes gebe, worin er so ausgiebig für das Kloster arbeiten könnte, als in diesem.“ Eingedenk der schönen Worte Quintilians: „Magna debetur pueris reverentia“, sorgte der Präceptor Tag und Nacht für seine Zöglinge, indem er mit dem gemessenen Ernste eines Vaters die bekümmerte Liebe einer Mutter vereinigte.

So musste Ordnung und Regelmässigkeit den Zöglingen gleichsam zur zweiten Natur werden. Die weise Methode aber, nach welcher sie in dieses schöne Leben eingeführt wurden, erzeugte fast naturnotwendig jene dankbare Anhänglichkeit, die gleich dem Immergrün die Frische bis zum Grabe bewahrte. Dass bei solch geregeltem Leben das Studium der Wissenschaften um so erfreulicher gedieh, lässt sich leicht begreifen.

Es gab allerdings auch manch blutiges Gefecht auf dem Felde der lateinischen Grammatik. Das entmutigte aber den jungen Kämpen nicht, zumal wenn der Präceptor mit dem alten Trostspruch „Errando discimus“ nachhalf.

Bei der geringen Fächerzahl konnten selbstverständlich die einzelnen Gegenstände desto gründlicher behandelt werden. Am meisten wurde im Kloster Muri von jeher die lateinische Sprache gepflegt. Haben wir ja Bücher und Schriften von Muri-Konventualen, denen der Meister des römischen Stiles seine Approbation nicht versagt hätte. — Dem Studium der Wissenschaften ging zur Seite die Pflege der Musik.

Was die Murenser in musikalischer Beziehung seit Jahrhunderten geleistet, bietet eine interessante Beleuchtung jener wohlfeilen Phrase von dem süssen Nichtstun intra muros. Wir erinnern, um alles Andere zu übergehen, nur an einige Musiker aus dem 17. Jahrhundert. Da war ein P. Joh. Kaspar Winterlin, von dem die Hauschronik sagt, er habe als der erste von Muri die Falsi Bordoni componiert; ferner P. Basilius Zurmühle, welcher den Genannten noch übertraf; dann P. Ursus Steinegger, ein ausserordentliches Musiktalent, welcher im Orgelspiele den besten Meistern gleichkam; dann wieder P. Bernard Huser, der mit grossen theoretischen Kenntnissen auch die Kunst verband, verschiedene

Musikinstrumente zu verfertigen und Orgeln zu bauen; endlich P. Johann Jodok Schnyder, dessen Name als Musiker weit über die Grenzen der Schweiz gedungen war. —

Diesem traditionellen Eifer für die Musik verdankt das Institut der Chorknaben seine Entstehung, und gerade der damals regierende Abt Ambrosius schenkte ihm seine besondere Aufmerksamkeit. Obwohl zwar im 17. Jahrhundert die Figuralmusik auch in den Klöstern Eingang gefunden und unter sorgfältiger Vermeidung des Leichtfertigen der Renaissancemusik, geduldet, ja recht eigentlich gepflegt wurde, so behauptete doch immerhin der Choralgesang den Ehrenplatz.

Da die Sängerknaben sowohl beim Offizium des Chores als auch beim Gottesdienste mitwirken mussten, eröffnete sich unserm Joseph ein ergiebiges Feld der Uebung. War seine herrliche Stimme für den Kapellmeister so etwas wie eine *captatio benevolentiae*, so machte er sich nicht minder durch den Eifer und die hl. Begeisterung beliebt, womit er sein gefälliges Organ, seine Begabung in den Dienst der Kirche stellte. Keine Probe war ihm zu viel, sogar dann nicht, wenn zuweilen ein Stündchen Rekreation geopfert werden musste.

Uebrigens fehlte es auch nicht an probaten Mittelchen, den Eifer anzuspornen.

So ein paar „Kröpfli“ oder andere beliebte Dingelchen, die der Kapellmeister unter die muntern Singvögel verteilte, haben jedes Mal für lange Zeit gewirkt. Und erst die gemüthlichen Erholungstage, die sie fleissig im Kalender aufnotierten! Da haben sie nur Ein Tempo gekannt, nämlich Allegro, und bedauert, dass es nicht sofort da capo hiess. Wenn aber beim Amt der Alt zu spät eingesetzt und die Miene des Kapellmeisters sich grämlich verzogen habe, dann hätten sie auch sofort die nächsten Folgen geahnt, nämlich die Verkürzung des Abendbrodes. Dadurch sei jeweilen die Aufmerksamkeit wieder aufs Neue gespannt worden.

Wie im Gesange so machte Joseph auch im Violin- und Klavierspiel sehr gute Fortschritte. Muri war so recht eigentlich seine Musikschule. Im Violinspiel brachte er es zu einer Fertigkeit, um die ihn viele beneideten.

Dass eine derartige Abwechslung zwischen den trokenen Schulbüchern, den Aufgaben der Grammatik, und den anmutigen Musikheften auf Geist und Gemüt des Knaben nicht anders als vorteilhaft wirken konnte, wer möchte das bezweifeln? Denn so wurde in schönster Weise das Wort des Dichters zur Wahrheit:

„Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.“¹⁾

Und wenn wir zu all dem hinzurechnen das Erhebende und Anziehende im Beispiele der Vorgesetzten, die echt familiären Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler, Beziehungen, welche alles Zuviel in Liebe und Furcht ausschliessen, können wir begreifen, dass bereits in jenen Jahren der Unschuld im Herzen des hoffnungsvollen Zöglings der Gedanke erwachte, auch einmal zum Friedensspanier des hl. Benedictus zu stehen, dessen goldener Schlusspruch „Ora et labora“, in so schönen Vorbildern verkörpert, immer mächtiger auf seine Seele wirkte.

Wie freudig und froh hätte der freie Schwyzer seinen Herzensgedanken in der altehrwürdigen Abtei Muri verwirklicht, wäre nicht die argauische Staatsweisheit über die arglosen Stätten des Heils und Segens so unbarmherzig zu Gerichte gesessen.

Gleich unheimlichem Wetterleuchten kündigten die Verordnung der staatlichen Aufsicht, das Verbot der Novizenaufnahme und die Unterdrückung der Schule den Sturm der Aufhebung an.

Schon anno 1835 hatte Abt Ambros in Voraussicht der kommenden Dinge Muri verlassen und sich nach Engelberg begeben, wo ihm die Liebe besorgter, teilnehmender Mitbrüder wenigstens teilweise den Schmerz über das traurige Loos seines Klosters

¹⁾ Horaz, Epist. ad Pis.

erleichterte, bis der Tod ihn am 5. November 1838 erlöste. Sein Nachfolger war Abt Adalbert Regli, der bereits als Statthalter den Leidenskelch kosten gelernt hatte. Am 5. Dezember desselben Jahres erwählt, unterzog er sich nur unter Tränen und Seufzern der schweren Bürde des Amtes. Nicht ohne Grund, denn die Aufhebung des Klosters war beschlossen und harrte nur noch des Zeitpunktes der Vollziehung. Der 13. Januar 1841 war der Unglückstag, an welchem der Grosse Rat das Todesurteil über die altehrwürdige Stätte aussprach.

Der traurige Held dieser traurigen Aktion deklamierte, um mit Baumgartner zu reden, ungeschichtlich genug, dass die Klöster mit Müssiggang und Intriguen enden werden, dass sie im Morgenland und Abendland nichts als öde Steppen der Barbarei und Unkultur hinterlassen, dass der Mönch „in der Regel ein schlechtes, verdorbenes Geschöpf sei“. „Stellen Sie einen Mönch in die grünsten Auen des Paradieses und so weit sein Schatten fällt, versengt er jedes Leben, wächst kein Gras mehr.“ Dies Wort tat seine Wirkung, die Würfel waren gefallen, und schon am 27. Jänner erfolgte die Exekution des Aufhebungsdekretes.

Da half kein Flehen, kein Bitten, kein Protestieren. In zweimal vierundzwanzig Stunden das Kloster verlassen, so lautete der gestrenge Befehl, den Oberkommandant Frei-Herose an der Spitze seiner Offiziere dem Abte und Konvent ankündigte.

Was bei einem langen verheerenden Unwetter der letzte furchtbare Donnerschlag mit zündendem Blitze für Haus und Hof, das war jenes unerbittliche schreckliche Wort.

Die Scene, die nun folgte, zu schildern, davor sträubt sich unsere Feder und mit dem Dichter möchten wir sprechen:

„Infandum regina jubes renovare dolorem.“

„Quis talia fando . . . temperet a lacrimis?“¹⁾

So gross die Entrüstung über den unerhörten Gewaltakt, ebenso gross ist das Mitleid, das sich unser bemächtigt bei dem Gedanken an die Grausamkeit, womit die harmlosen Mönche aus der friedlichen Stille ihrer lieben Zellen mitten im eisigen Winter verscheucht wurden. Jetzt freilich konnte das Gras wieder wachsen — auch über den Grabeshügeln jener Männer, denen ob der Nähe der Mönche so unheimlich bange geworden war für die Kultur des Landes.

Indess vermochte die schwere Heimsuchung weder den Mut und das Gottvertrauen der Alten, noch die Hoffnung der Jungen zu beugen.

Nicht, „Una salus victis nullam sperare salutem“, sondern „Dejicimur, sed non perimus“ hatte Abt Adalbert gedacht, als ihm und seinen treuen Söhnen die Glocken des hl. Leontius wehmütig genug das letzte „Lebewohl“ ertönen liessen.

Von diesem „discessus lacrimosus“ war auch das Schicksal des Chorknaben schwer genug betroffen. Wer den Schmerz eines Kindes begreift, unter dessen Augen seine Eltern von Haus und Hof vertrieben und einem ungewissen Schicksal überlassen werden, der kann auch die Gefühle ahnen, welche in jenem furchtbaren Augenblicke auf unsern Joseph einströmten, als er von seinen väterlichen Freunden und Lehrern Abschied nehmen musste — vielleicht für immer. —

So stand er rat- und ziellos da, doch nein; denn gerade diejenigen, welche selbst inmitten jener Drangsale so sehr des Rates bedurften, bewährten sich auch als Führer und Ratgeber seiner Zukunft.

Auf ihr Gutachten hin lenkte Joseph seine Schritte nach der Stadt an der Saane.

¹⁾ Virgil Aen. II.

Fast wäre man versucht, es einen salto mortale zu heissen — diesen Uebergang von der Abgeschlossenheit des klösterlichen Konviktsleben zu Muri, in das Gewimmel der geräuschvollen Zähringerstadt, wo Alles einen andern Schnitt hatte, Land und Leute, Schule, Lehrer und Lehrsystem? Doch in kürzester Zeit lebte sich der Benediktinerzögling in die neuen Verhältnisse ein und wurde ein begeisterter Schüler der Söhne des hl. Ignatius. Diese wackern Vorkämpfer des Glaubens und der Wissenschaft standen dank der wunderbaren Wirksamkeit des sl. Kanisius und ungeachtet einer wahren Flut von Verläumdungen auch in unserem Vaterlande in solchem Ansehen, dass auch die Regierung von Freiburg nach dem Beispiele des Kantons Wallis im Jahre 1818 die Jesuiten an ihr Kollegium berief. Ihre Schulen, besonders das grosse, prächtige, ganz neu eingerichtete Pensionat gewannen bald einen solchen Ruf, dass aus allen Gegenden der Schweiz und Europas sich über 600 Zöglinge einfanden.

Der 14. Nov. 1847 fügte allerdings zu den vielen dunkeln Blättern ein neues Blatt des Undankes gegen den Orden des hl. Ignatius in die Annalen unserer vaterländischen Geschichte.

Möge durch die Kanisiusfeier nächsthin ein Teil der Schuld gesühnt werden!

Das solide Fundament, das Grüniger in Muri gelegt, der gute Geist, den er in der klösterlichen Atmosphäre eingeatmet, das frohe Gemüt, welches durch die Pflege der Musik und durch den erhebenden Gottesdienst so reichlich genährt und veredelt worden war, bildeten fürwahr die richtigen Faktoren zur glücklichen Fortsetzung der Studien. Die traurigen Wirren der Klosteraufhebung hatten freilich, schon durch ihre unheimlichen Antecedentien die Schule nicht wenig beeinträchtigt und das alte Wort bewahrheitet: „Inter arma silent musæ“. Eine kleine Lücke im Studiengang war deshalb unvermeidlich und um so fühlbarer, weil Grüniger mitten im Schuljahre in die neuen Verhältnisse des Freiburger-Gymnasiums eingetreten war. Dieses Manko musste ersetzt werden, und gern unterzog sich der zielbewusste Jüngling der Notwendigkeit, die Syntax zu repetieren. „Labor improbus vincit omnia“ dachte er und handelte darnach, und so wurde die Lücke glücklich ausgefüllt.

Mit um so grösserer Begeisterung widmete er sich alsdann dem Studium der Rhetorik und der Philosophie. Wir erinnern uns noch lebhaft daran, wie oft er später das Gespräch auf seine damaligen Lehrer lenkte, auf P. Schmid, P. Wipperfurth, die ihn in die Schönheit der Redekunst, und auf P. Friedrich, welcher ihn in die Geheimnisse der Philosophie einführte.

Von der Lektüre der alten Klassiker sei er ganz bezaubert worden, anfangs am meisten von Cicero und Virgil, später mehr von Horaz, besonders durch dessen Römeroden und Episteln. Letzteres erscheint sehr bezeichnend für den künftigen Schulmann.

Auch die deutsche Literatur habe es ihm sehr angetan, durch die Philosophie aber sei er in manchen Dingen etwas ernüchtert und an das suum cuique erinnert worden. Dass ihm Freiburg die willkommene Gelegenheit bot, auf leichte Manier die französische Sprache zu erlernen, darf um so weniger unerwähnt bleiben, als die Kenntnis dieser Sprache für den spätern Schulmann von äusserster Wichtigkeit war. Zum Beweise wie erfolgreich die Jahre in Freiburg für Grüniger sich gestalteten, könnten wir schriftliche Belege anführen, da uns durch die verdankenswerte Gefälligkeit eines l. Freundes eine Kopie der bezüglichen Schulnachrichten aus dem Staatsarchiv von Freiburg zu Gebote steht. Der Kürze halber beschränken wir uns auf folgende Angabe. Im letzten Jahre seines Aufenthaltes in der Saanestadt erlangte Grüniger unter 57 Mitschülern den zweiten Platz in der Metaphysik und in der Geschichte der Philosophie.

Angesichts der vielen Zerstreuungen, denen ein externer Zögling zumal in einer Stadt ausgesetzt ist, hat auch die erste Fleissnote mehr Wert als in einem Internate. Diese Auszeichnung zierte denn auch sämtliche Zeugnisse Grünigers aus Freiburg.

Und die Pflege der Musik? Ohne die Hauptfächer zu beeinträchtigen, suchte er sich darin bestmöglich zu vervollkommen. Wir finden ihn bald als treffsichern Bassisten im Männerchor, bald als strammen Geiger, bald wieder mit der Posaune in der studentischen Fanfare. Nochmehr, Grünigers musikalische Fähigkeiten waren derart, dass er sogar zum Unterrichte in Violin und Klavier herbeigezogen wurde. Diese Nebenbeschäftigung trug ihm ein hübsches Geldchen ein. Aber weit entfernt, es nach flotter Burschen Manier zu verjubeln, suchte der dankbare Sohn damit der l. Mutter die Studienkosten zu erleichtern. Sein ökonomischer Sinn offenbarte sich schon damals. Von seinem Bildungstribe teils in musikalischer, teils in literarischer Hinsicht zeugen die öftern Besuche in der Bundestadt. Das Anhören manch eines klassischen Dramas — nicht etwa *lacrimosa poemata Pupi*¹⁾ — durchgeistigte alsdann von neuem die Vorlesungen in der Literatur, während durch diese und jene entzückende Oper sein musikalischer Geschmack geläutert wurde und sein Fleiss gleichsam neue Schwingen erhielt. —

Alles in allem war es ein kostbarer Schatz von Wissen, das Grüniger im Jesuitenkollegium zu Freiburg gewonnen, um es nach Jahren als eifriger Lehrer bei so vielen Schülern wieder zu verwerten.

Der neue Studienort brachte dem geweckten Musensohne auch neue Freunde. Es waren — wie hätte man es anders erwarten sollen — solche, von denen Cicero so treffend sagt: „*Amicitia nisi inter bonos esse non potest.*“²⁾

Gerade diese Freundschaften, die in Freiburg geknüpft wurden, durch das harmonische Zusammengehen in den Studien, in der Gesinnung, in den Prinzipien — diese Freundschaften kamen uns vor, wie ein anmutiges Idyll im Leben des Verstorbenen.

Wer sie gekannt, jene priesterliche Hünengestalt eines Abbé Carrat, das edle Bruderpaar von Raron (Leo und Anton von Roten), den biedern Styger von Schwyz, den stets heitern Vettiger, den federgewandten Gmür³⁾ und den treuherzigen Zingg von Kaltbrunn, der hätte unsern Grüniger wohl beneiden mögen um das hohe Glück solch goldlauterer Freundschaft. „*Omnia nunc florent, nunc formosissimus annus.*“⁴⁾ Wie herrlich ist dieses Dichterwort in Erfüllung gegangen, als der Jüngling dem Beispiele seiner Kameraden folgend im Jahre 1842 dem idealen Jugendbunde des schweizerischen Studentenvereins beitrat. Die Gründung dieses Vereins fällt merkwürdigerweise in das Unglücksjahr des aargauischen Klostersturmes. Wie einst die drei Männer auf dem Rütli, so kamen die edlen Jünglinge droben am Fusse des Mythen zusammen, zum hl. Schwur, den Riesenkampf mit dieser Zeit zu wagen.

Für noch unerfahrene Jünglinge wollte es schon etwas heissen, frei und offen einen ausgesprochen katholischen Verein zu gründen in einer so kritischen Zeit, wo es weit herum im Vaterlande gährte und drunten an der Aare der „noble“ Antrag für die Tagsatzung ausgearbeitet wurde, die Jesuiten von Bundeswegen aus der Schweiz auszuweisen, natürlich, um damit einen (eigens vergoldeten) Blitzableiter gegen die Klosterfrage zu erhalten. Allein Grüniger und seine Freunde liessen sich weder beirren, noch verwirren, treu der Maxime „*Neque terremus neque terremur*“; und darum ist ihr unentwegtes Festhalten an der dreifachen Devise ein mit goldenen Lettern in die Annalen der Vereinsgeschichte geschriebenes Blatt zur stolzen Freude der Gleichgesinnten, aber auch zur Beschämung manch eines Fahnenflüchtigen, der im Laufe der Zeit die hehren Ideale an trügerische Idole vertauschte. Man dürfte uns wohl der Unbilligkeit zeihen, wenn wir bei dieser Gelegenheit, nicht auch die ehrw. Stätte erwähnten, wo die Wiege des neuen Schweizerbundes stand: Es war das Haus des Landammanns Karl Styger.

¹⁾ Horat, Epist. I. 1.

²⁾ Cicero De amicitia.

³⁾ Joseph Gmür vulgo Vereinspapa, Bruder des bekannten Administrationsratspräsidenten Leonard Gmür von St. Gallen.

⁴⁾ Virgil.

Grüniger und Styger¹⁾, welch innige Freunde im Leben, welch wahre Freunde im Tode! Mehr denn einmal hatten wir Gelegenheit, diese treuen Jugendfreunde zusammen zu sehen und erzählen zu hören von den interessanten 40er Jahren, von ihrer idealen Auffassung des Vereines, von ihren einfachen aber urgemütlichen, von goldlauterer Herzlichkeit gewürzten Festen. Wir können nicht sagen, wie wonnig uns das anmutete. Und wenn Papa Vettiger sich zum jährlichen Rendez-vous mit Freund Grüniger im Kollegium in Sarnen einfand, da wurden jene Eindrücke nicht nur bestätigt, sondern erhöht und gesteigert. Hier wurden sie wieder jung, die alten Freunde, wenn der redselige Vettiger gleich einem lebendigen Protokoll von den schönen Jahren in Freiburg zu erzählen begann, von ihren wissenschaftlichen Leistungen, von ihrem musikalischen Wettstreit, von ihren gemütlichen Versammlungen in der „Rose“, wo sie nach Tagen der Arbeit ein paar Stunden der Fidelitas widmeten, doch ohne bitteren Nachgeschmack, es sei denn, dass der „Greizer“ den Adel seiner Geburt verleugnet hatte.

Nörgeleien, Kriteleien, Phantastereien, Pöbeleien und andere Dinge mit ähnlicher grammatikalischer und moralischer Endung waren in ihrem Kreise verpönt; denn offene und edle Freundschaft unter einander, pünktlichen Gehorsam und treue Anhänglichkeit gegen die Vorgesetzten betrachteten sie als solidestes Fundament eines Bundes, welcher die Avantgarde bilden sollte für jene Schaar katholischer, charakterfester Männer, auf welche Kirche und Staat in guten wie in bösen Tagen sich stets verlassen können.

„Des Ideales Schwung

Macht schön die Jugend, mild den Mann,

Den Alten jung.“ (Schrott.)

Unter so günstigen Auspizien nahte allmählig der ernste Zeitpunkt heran, wo unser Freiburger Studiosus sich für einen Lebenslauf entscheiden musste. Die Wahl selbst konnte kaum mit vielen Schwierigkeiten verbunden sein. Denn weit entfernt, dass die geheime Sehnsucht nach dem stillen Frieden des Klosters, mit welcher Grüniger vor Jahren von dem liebgewordenen Muri fortgezogen, ihn droben in der Saanestadt verlassen hätte, offenbarte sie sich je länger desto kräftiger — der Blume ähnlich, die ihren Kelch um so schöner erschliesst, je reichlicher der Sonne Licht auf sie einströmt.

Und wie konnte es an Licht und Erleuchtung von Oben fehlen bei einem Jüngling, der so ideal angelegt war, der selbst so gerne betete und für den täglich das Flehen einer treuherzigen Mutter zum Himmel stieg?

Die liebe Mutter war denn auch ganz selbstverständlich die erste Instanz, wo der liebende Sohn sich in dieser wichtigen Sache Rat erholte.

Da, wie oben gesagt, die Klostergedanken nicht über Nacht gekommen, sondern bereits während den schönen Jahren in Muri aufgetaucht waren, so ist es natürlich, dass dieses Thema in den Ferien zur Sprache kam.

Wir dürfen an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen, wie Grüniger seine Ferien verlebte. Hat ja auch diese Zeit ihre hohe Bedeutung im Leben eines studierenden Jünglings, und bildet den notwendigen Appendix zu einem angestrengten Schuljahre. Oder käme es nicht einer Kriegserklärung an die Studentenschaft gleich, wollte man an deren Wichtigkeit rütteln?

Aber wie das Beste mitunter ausartet durch unweisen Gebrauch, so hat auch diese schöne, goldene Zeit ihre Gefahren, wenn der Studierende das richtige Mass nicht kennt. Gerade hier gilt doppelt und dreifach: „Est modus in rebus sunt certi denique fines, quos ultra citraque rectum consistere nequit.“²⁾ Wehe, wenn sie losgelassen jene missverständene Freiheit, jene Ungebundenheit, bei welcher statt Erholung des Körpers

¹⁾ Landammann Styger segnete das Zeitliche am 5. März dieses Jahres.

²⁾ Hor. Sat. I. 1.

Zerrüttung der Gesundheit, statt neuer Schwungkraft des Geistes Lähmung, statt lauterer Freude Verlust des Seelenfriedens eingeerntet wird. Der Studiosus kann deshalb nur von Glück reden, wenn er am heimatlichen Herde jene Ordre findet, welche die schönen Tage zu seinem Besten regelt.

Das war in der Tat bei unserem Wirtssohn der Fall. Noch jetzt erzählen die ihn überlebenden Schwestern mit sichtlicher Freude, wie Joseph in den Vakanztagen zu Hause bei allen Beschäftigungen der Landwirtschaft mithalf. Dieser Vakanz-Stundenplan, wenn wir so sagen dürfen, war ihm bereits in den ersten Ferien von seinem Bruder diktiert und von der Mutter approbiert worden. Die ältern Brüder sagten nämlich: Wir wollen keinen „Stöcklischmöcker“, ¹⁾ der Student soll wissen, woher das Geld kommt. „Multa tulit fecitque puer sudavit et alsit.“ ²⁾ Es hätte dieser Vorschrift kaum bedurft, indem Josef ohnehin gerne auf dem Felde arbeitete und dies als sehr zuträglich für seine Gesundheit erachtete.

In den freien Stunden und besonders an den Feierabenden wurde alsdann musiziert. Alles hatte lautere Freude mit dem heitern Wirtssohn, so dass man sich nicht im Gasthaus „zur Krone“ sondern „zum Frohsinn“ glaubte.

Wenn dann aber der lustige Studio mit seinen Klostergedanken vor die Mutter trat, da dünkte es ihr fast rätselhaft. In ihrer zartfühlenden Religiosität und Schlichtheit vermochte sie das heitere Wesen des Sohnes mit dessen Vorhaben ins Kloster zu treten, kaum zu reimen. Joseph aber war nicht verlegen und tröstete allemal die Mutter mit den Worten: „Duckmauser passen nicht ins Kloster, habt nur keinen Kummer, es kommt schon recht heraus“.

Diese Rede und Gegenrede wurde zwischen Mutter und Sohn jede Vakanz einige Male gewechselt, bis endlich der entscheidende Moment kam, wo das Rätsel der Mutter sich lösen sollte.

Joseph handelte bei aller Pietät gegen die liebe Mutter nach der Mahnung der Schrift: „Halte dich beständig an einen hl. Mann, von dem du weisst, dass er die Furcht Gottes vor Augen hat.“ ³⁾ Diesen Mann und Ratgeber fand Joseph in der Person des P. Leodegar Kretz. Er zählte zu jenen edlen väterlichen Freunden, von denen wir oben sagten, dass sie mitten im eigenen Leid noch ein Herz voll Mitleid besaßen, als der Knabe Grüniger von dem l. Kloster Muri scheiden musste. Jetzt da ein anderes Scheiden in Frage stand, das Scheiden von der Welt, stand der gleiche väterliche Freund ihm wieder zur Seite. Die Vorsehung hatte es gefügt, dass P. Leodegar ⁴⁾ im Jahre 1844 als Pfarrer nach Altendorf berufen wurde. Gerne vertraute sich Grüniger seiner Leitung an und mit Grund; denn P. Leodegar stand im Rufe eines äusserst talentvollen, für Kunst und Wissenschaft sehr begeisterten Mannes.

Ueber den Beruf als solchen war Joseph schon längere Zeit im Reinen, die Frage drehte sich lediglich um das „Wo“. In der Ungewissheit über den sichern Fortbestand des Klosters Muri beabsichtigte er in das damals blühende Kloster St. Urban einzutreten. Deshalb kam ihm P. Leodegars weiser Rat wie ein Wink vom Himmel und benahm ihm alle Bedenken.

Voller Freude kündete Joseph der l. Mutter seinen Entschluss an, die alten Lehrer in weiter Ferne im Land Tirol wieder aufzusuchen. An der Freude der Mutter über diesen Entschluss darf um so weniger gezweifelt werden, weil die gute Frau im Herzen keinen andern Wunsch gehegt hatte. Nur das Eine wiederholte sie immer:

¹⁾ Ein hochmasiger Student, der nur bakuliert und pokuliert.

²⁾ Horaz. Epist. ad. Pis.

³⁾ Sirach 37.

⁴⁾ P. Leodegar pastorierte in Altendorf vom 25. März 1844 bis 22. Nov. 1846.

Werde ein rechter Priester. Dass ihr Wunsch in schönster Weise erfüllt wurde, bedarf hier keiner weitem Worte. Dem hochherzigen Entschlusse sollte nun bald die Ausführung folgen.

Von P. Leodegar selbst beim gnädigen Herrn angemeldet und aufs wärmste empfohlen, stellte sich Joseph persönlich bei Abt Adalbert, welcher damals in Sarnen weilte.

Zugleich benutzte er den Anlass das Studentenfest mitzufeiern, welches in den schönen Septembertagen 1846 daselbst abgehalten wurde. Es waren die letzten süßen Stunden des Studenten im Kreise seiner Freunde und Vereinsbrüder.

Kein Wunder, dass die Erinnerung an jene Tagfahrt ihm unvergesslich blieb. Denn jenes Fest zählt unbedingt zu den schönsten des Studentenvereins und es ist heute noch ein Hochgenuss, den Festbericht nachzulesen.

Die Sympathien, welche Behörden und Volk von Sarnen der braven Jungmannschaft entgegen brachten, der Ernst, womit die Musensöhne die Vereinsfragen abwickelten, die Jugendlust, die den Takt nicht vergass, die herrlichen Worte, die von Alten und Jungen gewechselt wurden, dies und noch vieles dazu gestaltete das Ganze zu einem Ideal von einem Feste. Es sei uns erlaubt, hier einen Passus aus der herrlichen Rede des damaligen Vereinspräsidenten Bösch von St. Fiden anzuführen. In seiner warmen Begrüssung behandelte er die Harmonie der Vereinsdevise und sprach unter anderm Folgendes: „Die Tugend ist also die Harmonie mit Gott und seinem hl. Willen in Beziehung zum jenseitigen und diesseitigen Vaterland; die Wissenschaft soll uns diese Uebereinstimmung erleichtern; die Freundschaft soll uns gegenseitig unterstützen, diese Erleichterung zur Erreichung des Zieles zu benützen. In den drei Worten: Tugend, Wissenschaft, Freundschaft, haben wir Endzweck, Leuchte und Sühne.

Welche Erhabenheit und Süßigkeit liegt also in unserem Vereinszweck! Wir sind eine Verbrüderung im Endlichen für das Unendliche.“¹⁾

Und als dann Vettigers schneidige Musik dem hochverehrten Abt Adalbert ein Ständchen brachte, da setzte Grüniger mit seiner Posaune noch einmal mit doppelter Kraft ein und hochbegeistert sang er mit im ergreifenden Liede: *Via crucis via lucis*. Was aber seine Festfreude krönte, war das Jawort des Abtes. Darin erkannte er seines Glückes Bürgschaft und er hatte sich nicht getäuscht.

Noch im Spätherbst desselben Jahres verwirklichte Grüniger das evangelische Wort: „*Ecce nos reliquimus omnia*.“ Schon schlägt die Stunde der Trennung von den Seinen, die nicht Worte genug finden, um ihre Wünsche für Glück und Wohlergehen an den Scheidenden auszudrücken.

Welch süsse Ahnung erfüllte das Herz der l. Mutter, als sie dem scheidenden Sohne den letzten Segen spendete! Es war die Ahnung, in nicht ferner Zeit für den mütterlichen Segen den priesterlichen des Sohnes zu empfangen.

Lassen wir ihn also ziehen nach dem Ziele seiner Wünsche und rufen wir ihm nach: „*J bone quo virtus tua te vocat, i pede fausto*.“²⁾

Da das Arlberger Dampfross damals noch im Schoosse der Zukunftspläne lag, wurde die weite Tour per Post gemacht. Gleichwohl langte unser Kandidat wohlgemut im neuen Heim der alten Murenser an.

So neu und unbekannt der Ort, so bekannt die lieben Bewohner.

Abt Adalbert, ein Mann des Gebetes und des Gottvertrauens, hatte nach den Drangsalen der Klostersaufhebung immer noch gehofft, gleich der Taube Noahs wieder in die Arche von Muri zurückkehren zu können. Umsonst. Die Proteste der Klöster, die Noten des Nuntius, die berühmte Denkschrift der Klöster an alle Eidgenossen und an alle

¹⁾ Festbericht von 1846, Sektionsarchiv Sarnen.

²⁾ Hor., epist., II, 2.

Freunde der Wahrheit und Gerechtigkeit, ja sogar die feierliche Verwahrung des Kaisers von Oesterreich wurden ad acta gelegt.

Die ehrw. Arche sollte geschlossen bleiben. Aber gleichwohl hatte Abt Adalbert nicht umsonst gebetet und gehofft.

Die kaiserliche Huld Sr. Majestät Ferdinands des Ersten öffnete dem Heimatlosen eine neue Arche im ehemaligen Stifte der Augustiner Chorherren zu Gries.

Welche Herzlosigkeit auf der einen, welche Grossherzigkeit auf der andern Seite!

Wir lassen hier das interessante Schreiben des Fürsten Metternich an Abt Adalbert folgen.

„Hochw. Hr. Abt! Ich bin von Sr. Majestät dem Kaiser, meinem allergnädigsten Herrn, beauftragt, Ew. Hochwürden die nachstehende Eröffnung zu machen. Schon als durch den Beschluss vom 13. Januar 1841 die Aufhebung der Klöster im Aargau, und sonach die Unterdrückung des Stiftes Muri, der altehrw. Hausstiftung der Grafen von Habsburg, ausgesprochen worden war, haben S. Majestät der Kaiser, wie es öffentliche Erklärungen dartun, diesem Ereignisse die lebhafteste Teilnahme gewidmet. S. Majestät gaben sich aber damals mit allen Freunden gesetzlichen Rechtes der Hoffnung hin, es werde die oberste Bundesbehörde in treuer Handhabung des Artikel XII des Bundesvertrages den gefassten Beschluss rückgängig zu machen und den bedrohten Stiften die ihnen bundesmässig gewährleistete Existenz zu sichern wissen. Allein, es ist diese Erwartung nunmehr durch den Tagsatzungsbeschluss vom 31. August, durch welchen dieser Gegenstand aus Abschied und Traktanden entfernt wird, zu nichte geworden. S. Majestät wollen daher nicht länger zögern, Ew. Hochw. und der Ihnen unterstehenden Kommunität einen tatsächlichen Beweis Allerhöchster Teilnahme an Ihrem Schicksale, sowie des Wunsches zu geben, den Allerhöchst dieselben hegen, dass die Habsburgische Erb Stiftung nicht untergehe und Ihren Altvordern die Gebete, die sie sich an Ihren Grabstätten gestiftet, so lange diese nicht zugänglich, an anderer Stätte dargebracht werden. S. Majestät haben hiernach befohlen, Ew. Hochw. und dem löbl. Convente von Muri zu erklären, dass es von Ihnen abhängt, Ihren Sitz in das im Laufe der Zeiten verlassene Stift der Augustiner Chorherren zu Gries im Tirol zu übertragen und dasselbe samt dessen Stiftungsgut in Besitz zu nehmen.

Der k. k. Geschäftsträger von Philippsberg, den ich mit gegenwärtigem Schreiben an Ew. Hochw. absende, wird mit denselben über die nähern Umstände, unter denen vorliegender Antrag zu verwirklichen wäre, Rücksprache pflegen. Zur wahren Genugtuung wird es mir gereichen, wenn unter meiner Mitwirkung eine religiöse Gemeinde nach Oesterreich übertragen wird, welche mit dem Namen von Muri auch die Tugenden und die Wissenschaft, deren sich die Bewohner dieses Gotteshauses stets beflissen, und durch die sie sich notorisch die Achtung und Liebe der Bevölkerung in der Gegend des Stiftes erworben haben, auf die Nachwelt fortpflanzt.“

1843. *Metternich.*

Am 24. Juni 1845 hatte Abt Adalbert mit einigen Mitbrüdern von der zweiten Habsburgischen Schenkung Besitz genommen, freilich nicht ohne mit dem Psalmisten zu denken: „Quomodo cantabimus in terra aliena?“ (Ps. 136.) Allein das unbegrenzte Gottvertrauen überwand alle Hindernisse und Befürchtungen. Grüniger war der erste Novize in der neuen Ansiedlung, welche dank dem klugen Schalten und Walten ihres frommen Vaters und Vorstandes unter des Himmels sichtbarem Schutz und Segen bald wieder frisches Leben entfaltete.

Ein nicht geringes Verdienst gebührt dem frommen und gelehrten Jesuitenpater Frei, welcher vom Abte als Novizenmeister erbeten, die Erstlingspflanze im neuen Klostergarten mit besonderem Geschicke zu hegen und zu pflegen wusste. Die Probezeit

dauerte ungewöhnlich lange, indem der österreichisch-italienische Krieg seine Wellen auch an die Grenzen von Tirol wälzte und sogar den Fortbestand des Klosters in Frage stellte.

Revolution auf Revolution waren in diesen Jahren beinahe in allen Ländern des europäischen Kontinents auf einander gefolgt.

Nicht erfreulicher sah es in der l. Heimat unseres Novizen aus, und mit Furcht und Bangen harrete man auf die Krisis, zu welcher die Kämpfe der Dreissigerjahre, die Badener Konferenz, die Klosterfrage und der unselige Klostersturm im Aargau die unzweifelhaften Vorboten gewesen waren. Das Jahr 1847 brachte die bekannte Entscheidung. Als die erste Nachricht von der Kapitulation von Freiburg und bald darnach diejenige von Luzern und von der Besiegung der Sonderbundstruppen durch die Eidgenössischen in Gries eintraf, da regte sich in unserem Novizen das patriotische Gefühl. Er habe bitterlich geweint und sei untröstlich gewesen, bis er wenigstens über das Schicksal seiner zwei Brüder, welche sich unter den Sonderbundstruppen befanden, befriedigende Nachricht erhielt.

Nachdem es allmählich hüben und drüben wieder ruhiger geworden, zumal seitdem der wackere Radetzky — ein zweiter Tilly — die Grenzen des Landes vor den Feinden gesichert, konnte man auch an geheiligter Stätte wieder froher aufatmen.

So erschien denn endlich nach glücklich überstandnem Probejahr der ersuchte 8. Juni 1848, und aus dem Novizen Joseph wurde ein Fr. Augustinus. Weit entfernt von einer Uebertreibung, werden wir doch beinebens an das *Nomen est omen* erinnert. Denn in der Tat grünte und blühte mit dem weihvollen Tage der ersten Profession ungeahnt schnell ein zweites Muri empor, nicht zwar der äussern Erscheinung nach, als vielmehr in Anbetracht der innern Lebenskraft. Wie froh und glücklich der Träger des sinnigen Namens sich fühlte, lässt sich leicht erraten. Denn mit dem stillen Herzensfrieden hatte er auch viele von denjenigen wieder gefunden, denen seine erste Jugend zur Lehre und Wehre anvertraut war.

Und diese Zufriedenheit war etwa keine Gefühlsschwärmerei, denn dagegen sträubte sich sein ganzes Wesen, sondern die tieffinnere Ueberzeugung von der hohen Bedeutung und Erhabenheit der evangelischen Räte, in deren Befolgung er das Dichterwort erfüllte:

„Freiheit sei der Zweck des Zwanges,
Gleichwie man die Rebe bindet,
Dass sie, statt am Staub zu kriechen,
Froh sich in die Lüfte windet.“¹⁾

In diesem Sinne und Geiste erfasste Fr. Augustin seinen Beruf, in diesem Sinne und Geiste suchte er den Wahlspruch des Benediktinerordens zu verwirklichen: *Ut in omnibus glorificetur Deus*. Daher wurde aus dem vom hl. Gehorsam umschriebenen Kreis der Pflichten nichts verabsäumt, weder Gebet, noch Betrachtung, noch Studium, noch die eifrige Pflege der Musik. Wie die Zeugnisse berichten, machte er glänzende Fortschritte im Studium der Theologie.

Seine musikalischen Kenntnisse wurden von den Obern voll und ganz gewürdigt, indem sie ihm den Musikunterricht für die Kandidaten und Fratres übertrugen. Schon damals zeigte er das Geschick und die Ausdauer des künftigen Schulmannes, da er auch bei Neulingen in der hl. Kunst nicht ruhte, bis er sie auf einen grünen Zweig gebracht. Wenn er aber fand, dass einem die Muse nicht hold sei, bemerkte Fr. Augustin nach der zweiten oder dritten Lektion ganz offen und frei, dass entweder das Gehör zu schwach, oder die Finger zu kurz.

¹⁾ Weber, Dreizehnlinden.

Unter solchen Arbeiten reifte der treue Sohn des hl. Benedictus zum Priester heran, und wie der Tag der Gelübdeablegung, so gereichte seine Primiz nicht bloss ihm und den Mitbrüdern, sondern auch dem braven Volke von Gries und Umgebung zu unbeschreiblicher Freude.

Wer beschreibt die Seligkeit der braven Mutter? Wie wird sie sich der Worte des Sohnes wieder erinnert haben: „Es kommt schon recht heraus,“

Wir brauchen nicht zu fragen, wer diese Freude mit dem Glücklichen des Tages — es war der 24. März 1849 — tiefer und lebendiger mitgeföhlt habe als Abt Adalbert; denn was vermochte dem frommen Dulder nach den bitteren Tagen der Heimsuchung das Brod der Verbannung kräftiger zu würzen und zu versüssen, als Ereignisse, aus denen die Hoffnung auf bessere Zeiten gleich dem freundlichen Morgenrot aufstrahlte?

Uebrigens war es P. Augustin, welcher in der Folge seine ganze Kraft dafür einsetzte, jene Hoffnung seines Vaters bestmöglich verwirklichen zu helfen.

Den ersten Beweis dafür haben wir in seiner Anstellung als Professor am Kollegium in Sarnen; denn Abt Adalbert wollte die besten Kräfte für diese Anstalt auswählen.

Wie den meisten Lesern bekannt, hatte die hohe Regierung von Obwalden im wohlthuenden Kontrast zum Gewaltakt des Kulturstaates den auf die Gasse gesetzten Mönchen von Muri das alte Kollegium als freundliches Asil anerboden und damit die Einladung zur Uebernahme der Schule verbunden.

Der Vollständigkeit wegen lassen wir hier dem Verfasser der Muri-Geschichte das Wort. Derselbe schreibt diesbezüglich: „Zur Erhaltung des guten Geistes war Abt Adalbert sogleich nach der Aufhebung des Klosters bemüht, seinen Mitbrüdern passende Beschäftigung anzuweisen. Zu Sarnen im Kanton Obwalden befand sich ein aus dem Nachlasse eines Exjesuiten Dr. Johann Bapt. Dillier († 1746) entstandenes Kollegium, worin zwei Weltgeistliche den Gymnasialunterricht erteilten. Die Professoren des Schuljahres 1840/41, die etwa 12 Studenten zu leiten hatten, waren nur provisorisch angestellt. Schon im Februar 1841 liess daher die oberste Landesbehörde bei dem Abte mündlich anfragen, ob er geneigt wäre, diese Lehranstalt zu übernehmen. Die Gelegenheit, seinen Mitbrüdern einen entsprechenden Wirkungskreis zu geben, schien ihm günstig. Doch wegen den schwebenden Verhandlungen der Wiederherstellung Muris konnte er keine bestimmte Antwort erteilen. Bald erfolgte eine amtliche Anfrage an ihn in dieser Sache. Jetzt sagte er mit seinen Konventualen bedingt zu, und fügte die Uebernahmebedingungen bei. Diese waren für Obwalden sehr günstig, so dass die Behörde selbe gerne verbriefte. Grössere Sorge und viele Umkosten verursachte dem Abte die Instandsetzung des Hauses, um die wenigen bei ihm weilenden Konventualen unterzubringen. Vor Beginn der Schule war jedoch die Hauptsache in Ordnung. Abt Adalbert brachte 7 Patres und 2 Brüder mit sich. Diese wenigen begannen sogleich in der Hauskapelle das gemeinsame Chorgebet und eröffneten am 4. Tage nach ihrer Ankunft die Schule mit 25 Studenten.

In Erkrankungsfällen und bei sonstigen Verhinderungen der Professoren supplierte nicht selten der Abt selbst längere Zeit. Die höhere Mathematik dozierte er einmal ein ganzes Jahr. So ging es zur allseitigen Zufriedenheit 4 Jahre fort. Als daher die Regierung von dem inzwischen gereiften Entschlusse des Abtes, nach Gries bei Bozen im Tirol zu übersiedeln, konfidentielle Kenntnis erhielt, liess sie ihn durch eine eigene Abordnung ersuchen, die seit Jahren übernommene Schule im Kollegium auch ferner beizubehalten und Sarnen mit Gries zu verbinden. Der Abt hatte schon früher den gleichen Wunsch gehegt und darüber in Wien angefragt, und zur Antwort erhalten, dass nichts im Wege stehe, ja, dass man es gut heisse, damit der schweiz. Murikonvent auf diese Weise noch einen schweiz. Kommunalbesitz behalte. Er kam also dem Verlangen der

Regierung gerne entgegen, bat jedoch um Entschuldigung und Nachsicht, wenn er einige Zeit das Sarner-Kollegium spärlicher behandeln müsse, bis der Konvent von Muri-Gries erstarkt sei, zumal seit der Aufhebung schon einige Konventualen gestorben waren. Es blieben P. Beat Fuchs als Superior, P. Benedict Waltenspül als Rektor und P. Johann Evangelist Kuhn zurück, welche den nötigen Unterricht für die 6 Lateinklassen zu erteilen hatten. Für den Lehrer der Sekundarschule musste einstweilen die Regierung sorgen. Im Herbst 1850 kam P. Augustin Grüniger als junge Lehrkraft nach Sarnen und so nahm diese Lehranstalt immer grössern Aufschwung.“

Die ersten Jahre bildeten die glückliche Ouvertüre zu seiner spätern, so gesegneten Wirksamkeit in Schule und Erziehung. Mit ausserordentlichem Geschick zum Lehrfach, verband er einen wahren Feuereifer, bei dem jedoch das geflügelte Wort nicht zutraf: *Initium fervet, finis tepescit*. Glänzend waren die Resultate, die er erzielte, ungeteilt die Liebe und Verehrung, womit die Schüler an dem jugendlichen Lehrer hingen. Diese Anhänglichkeit wurde so recht offenbar, als Abt Adalbert im Jahr 1857 den beliebten Lehrer ins Stift zurückberief.

Der unermüdliche Eifer, die selbstlose Hingabe für den Unterricht und die Hebung der Schule hatten der scheinbar unbesiegbaren Manneskraft erheblich zugesetzt, so dass P. Augustin erkrankte.

Dazu kam ein anderer Umstand, welcher das körperliche Befinden nicht wenig beeinflusste, — sagen wir es offen — nämlich das all zu konservative Festhalten an der alten Unterrichtsmethode von seiten des damaligen Rektors, während P. Augustin das redliche Bestreben hegte, den Anforderungen der Zeit gerecht zu werden, und die Schule auf eine den übrigen Anstalten ebenbürtige Stufe zu bringen.

Das ruhige Leben und die Zurückgezogenheit im Stifte stellten glücklicherweise die angegriffene Gesundheit bald wieder her. Ebenso scheint zu seiner Kräftigung die seelsorgliche Tätigkeit während 2½ Jahren in Marling nicht wenig beigetragen zu haben. Der Ort war trefflich gewählt.

In äusserst gesunder Lage tront das altertümliche Pfarrhaus wie ein Schlösschen auf dem Marlingerberge und hält Rundschau über das reizende Burggrafenamt mit seinen unzähligen Schlössern, Burgen und Ruinen, mit den anmutigen Wiesen und Rebgebirgen, mit den blühenden Haidekornfeldern mit ihrem Apfelblütenschnee und der Perle des Landes, dem schönen Meran, wo die Etsch die Passer zu einem herzlichen Rendez-vous bestellt.

Und vor allem die Gesellschaft des P. Leodegar Kretz, den P. Augustin schon in Muri und Altendorf so lieb gewonnen hatte — wie fördernd für das leibliche und geistige Wohlsein! P. Leodegar war wie bereits früher bemerkt, ein äusserst geistreicher Mann, ein Freund der Poesie, Musik und Malerei, dabei hatte er das Bedürfnis sich mitzuteilen. Gerade deshalb wurde sein Umgang für P. Augustin so vorteilhaft, anregend und belehrend.

Da die Pastoration nicht alle Zeit in Anspruch nahm, so erübrigte er noch manche Stunde für das Studium und die Lektüre. Welch ergiebiger Gebrauch davon gemacht wurde, hörten wir des Oeffern aus dem Munde des Verstorbenen. Wenn aber P. Leodegar seine Amtsbrüder in der Umgegend besuchte, da durfte auch P. Augustin nicht fehlen. Beide waren gern gesehene Gäste, wo sie nur einkehrten. Manches Pfarrhaus wüsste noch von dieser und jener interessanten Episode zu erzählen, und wie beim Besuche der zwei Schweizer das Erste und Zweite und Dritte für einen Tiroler nicht gefehlt habe — ein frohes Lied.

Zur besondern Freude gereichte P. Augustin ein Ausflug ins Passeier. Da fand

der Patriotismus des jungen Schweizers neue Nahrung bei der Bewunderung der markigen Gestalt des Mannes, den Tirol mit Vorzug seinen Helden nennt. — Fast wollte ihm der Abschied von dem liebgewordenen Marling schwer fallen, als ihn Abt Adalbert im Jahre 1860 ins Stift zurückberief.

Ein neuer Wirkungskreis stand offen. Mit dem Amte eines Subpriors wurde ihm das Lektorat der Philosophie und der Musikunterricht für die jungen Kleriker übertragen.

Die zahlreichen Manuskripte und Auszüge aus philosophischen Werken sind ein sprechender Beweis, mit welchem Eifer er sich in sein Fach vertiefte. Als besonderes Verdienst wird ihm dankbar nachgerühmt, dass er die jüngern Mitglieder des Stiftes für ernste Studien zu begeistern verstand. Wie in den früheren Jahren, so nahm er auch jetzt der Pflege der Musik sich lebhaft an; denn seine Ueberzeugung von der Wichtigkeit des „Psallite sapienter“ sollte ebenso die seiner jüngern Mitbrüder werden. Seine Bemühungen wurden von solchem Erfolge gekrönt, dass er in kurzer Zeit ein kleines Orchester gründen konnte, welches er mit seiner Violine meisterlich beherrschte. —

Während er so in der klösterlichen Zurückgezogenheit zum Besten des Stiftes arbeitete, reifte in Sarnen der Plan, welcher schon lange die Gedanken Vieler beschäftigt hatte. Wiederholte Schreiben nach Gries gaben diesem Gedanken energischen Ausdruck. Der Inhalt aller diesbezüglichen Briefe und Bittgesuche an den gnädigen Herrn war: Reorganisation der Schule, daher neue Lehrkräfte und neue Leitung.

Abt Adalbert konnte einer so dringlichen und wohlbegründeten Bitte nicht länger widerstehen und übertrug im Herbst 1863 dem P. Augustin die Leitung des Kollegiums. Das Professorenpersonal wurde noch um eine zweite Lehrkraft vermehrt.

Es bedarf nur einer mittelmässigen Einsicht in Schule und Schulverhältnisse, um die schwere Aufgabe desjenigen zu ermessen, welcher an der Spitze steht. Dass diese Aufgabe für P. Augustin in der Tat keine leichte war, erhellt u. a. auch daraus, dass die Schule bei Antritt seines Rektorates noch keineswegs den damaligen Anforderungen entsprach. Aber:

„Lust und Lieb zu einem Ding,
Macht alle Müh und Arbeit ring.“

Schule und Jugendbildung zählten von jeher zu seinen Lieblingssachen. Um den Zweck dieser idealen Berufsarbeit zu erreichen, standen ihm treffliche Eigenschaften zu Gebote, eine schöne Summe von Kenntnissen und Erfahrung, eiserne Energie, eine von Natur ihm angestammte Auktorität, dazu ein äusserst gewinnendes Wesen.

In seinem Drange nach Hebung und Förderung der Schule suchte er wohlweislich für jedes Fach die geeignete Lehrkraft heraus.

Er selbst dozierte über 20 Jahre lang Rhetorik, Latein und deutsche Literatur, in verschiedenen Jahren auch Französisch, das er in Freiburg zu grosser Fertigkeit gebracht hatte. Dass er in seinem Schuleifer trotz Ueberladung von Arbeit und Geschäften privatim Italienisch und Englisch betrieb, sei nur nebenbei bemerkt. —

Was Rektor Grünigers Lehrmethode betrifft, glauben wir aus der Seele aller, die ihn gehört, zu sprechen, wenn wir derselben das Prädikat „vorzüglich“ geben.

Ihr Geheimnis bestand darin, das Wesentliche des zu behandelnden Gegenstandes zu erfassen und dasselbe ratione et via, d. h. in praktischer Weise den Schülern eigen zu machen. Dabei kam ihm seine natürliche Rednergabe, wir wollen sagen die Fähigkeit, allen verständlich zu werden, sehr zu statten, der hellen klaren und kräftigen Stimme nicht zu gedenken, die sozusagen nie ermüdete. Diese stand auch lediglich im Dienste des jeweiligen Schulpensums; für Ruhe und Ordnung genügte seine blosse Erscheinung, ja einzig sein Blick, dem eine unbeschreibliche Macht und Gewalt eigen war. Wehe

demjenigen, welcher den freundlichen Zauber, welcher über $\frac{3}{4}$ des Ernstes ausgegossen war, durch einen Misston oder Missgriff auf Augenblicke verscheuchte.

Sogenannte verlorene oder totgeschlagene Stunden gehörten in seinem Unterrichte zu den unbekannten „Grössen“. Das „Nulla dies sine linea“ war ihm hl. Gebot nicht nur für jeden Tag, sondern für jede einzelne Stunde.

Wie er sich ganz der Sache widmete, so auch ganz jedem einzelnen Schüler. Sein Grundsatz als Lehrer war, in der Erklärung so weit zu gehen und sich so tief hinabzulassen, bis der letzte der Schüler einen Gewinn haben konnte. Er wollte, wie er selbst des Oeftern sagte, aus Jedem etwas heraus schlagen, es sei denn, dass einer invita Minerva sich auf die Schulbank verirrt hatte.

Ein ähnliches Verfahren schlug er bei den schriftlichen Arbeiten ein. Wo immer ein guter Faden sich zeigte, wusste er dem Schüler damit Mut zu machen, mit Hülfe des ersten ein anderes Mal einen zweiten und dritten zu finden.

Diese Methode hat manchen seiner Schüler mit der Zeit auf einen grünen Zweig gebracht. Seine Censuren waren jeweilen kurz und bündig, aber immer lehrreich.

So wurde dem poetischen Versuch eines mit dem Pegasus minder Vertrauten folgende Bemerkung: „Mich wundert es, wie lange du auf das Reimen dieser Prosa verwendet hast.“

Einem andern, dessen Aufsatz in allzu blumenreichem Stil verfasst war, bemerkte er: „Es fehlen die Reime und die Gedanken, sonst wäre es ein Gedicht.“

In der Angabe der Themata beobachtete P. Augustin grosse Vorsicht, indem er nur solche wählte, die dem Ideenkreise des Schülers naheliegen.

Seine Forderung lautete alsdann auf richtigen Plan, klares Denken und natürliche Schreibweise. Phrasen und Floskeln waren ihm verhasst. Immer und immer ermahnte er zur Lektüre von Musterbeispielen als Bildungsmittel im Stile. Von der einzig richtigen Ansicht aller grossen Schulmänner geleitet, erblickte er ein wesentliches Förderungsmittel im guten Uebersetzen aus den altklassischen Sprachen, ganz entsprechend dem trefflichen Worte Quintilians: „*Artis pars magna continetur imitatione.*“¹⁾ Daher war sein Unterricht in der lateinischen Sprache so voll Nutzen und Gewinn, weil er eben fortwährend einen doppelten Zweck verfolgte, die Kenntniss der fremden und mittels Lesen die Bereicherung und Bildung der Muttersprache. Wir können seine Anschauungen und seine Praxis in Sachen nicht besser kennzeichnen, als mit den trefflichen Worten eines berühmten deutschen Gelehrten, welcher schreibt: „Der Wert des Unterrichts in einer fremden Sprache und besonders in der lateinischen ergibt sich uns aber ganz besonders aus der Bedeutung des Uebersetzens. Was heisst Uebersetzen? Es heisst die Gedanken, und deren Ausdruck in einer Sprache so in eine andere übertragen, dass sie in dieser andern in adäquater Form dargestellt vollständig wieder erscheinen. Cicero wäre der grosse Redner und Stilist nicht geworden, hätte er sich nicht vielfach im Uebersetzen aus dem Griechischen geübt. Uebersetzen erfordert eine genaue Vertrautheit mit dem Genius der einen wie der andern Sprache, und die Uebung im Uebersetzen fördert uns in beiden.“

Eine zu wörtliche Uebersetzung wird leicht hart und widerspricht dem Geiste der Sprache, in welche übersetzt wird; eine allzu freie Uebersetzung wird eher eine Paraphrase, verleitet zur Willkür und lässt uns den Inhalt des Uebersetzten nicht voll und ganz geniessen. Wo möglich wörtlich und sachlich zugleich soll die Uebersetzung dem Originale entsprechen.

Darum ist eine gute Uebersetzung der beste Beweis der Meisterschaft, mit der der Uebersetzer beide Sprachen beherrscht. Sie fordert Arbeit, grosse, langdauernde Arbeit. Aber gerade darum ist sie so recht eine Gymnastik des Geistes, und regt sie ihn

¹⁾ X. Buch.

an und spornt zu eigener Tätigkeit, während sie zugleich alle Subjektivität, allem Ausschweifen der Phantasie und aller Willkür einen Zaun anlegt. Darum bezeichnet auch Quintilian den Unterricht in der griechischen Sprache als das beste Bildungsmittel der lateinischen Jugend.

So erklärt es sich denn auch, dass unsere grossen Prosaisten diese geworden sind ohne schulmässigen Unterricht in der deutschen Sprache. Dasselbe gilt von den hervorragenden Schriftstellern in den andern neuern Sprachen. Sie haben an den Mustern der Alten ihren Stil gebildet¹⁾

Nach diesen Grundsätzen behandelte P. Augustin den Lateinunterricht und wer ihn nie gehört, den würden die mit wahren Bienenfleisse angefertigten Uebersetzungen aus Virgil, Cicero, Horaz sonnenklar davon überzeugen.

Da wir von seiner Methode als Lehrer sprechen, dürfen wir nicht unerwähnt lassen, wie P. Augustin auch die sogenannte ästhetische Seite nie übersah. Keine oratorische Schönheit und Feinheit in den Reden des römischen Meisters blieb verborgen. Zugleich verstand er es vorzüglich, bei aller Hochschätzung für den römischen Redner, die Sbhüler mit kluger Schonung vor dessen Schwächen zu warnen.

Dass Horaz sein Lieblingsauktor war, davon sind alle seine Schüler voll und ganz überzeugt. Er fand in ihm, um mit Fritsch zu reden, einen vorchristlichen Dichter, der Religiosität, Humanität und Tugend lehrt, so weit es ohne Christentum möglich war, der manche beachtenswerte, aber noch heute nicht genug beachtete Winke gibt zur Entfernung oder Linderung vieles innern und äussern Leides, namentlich desjenigen, welches die Habsucht und der Ehrgeiz erzeugen; er findet einen Patrioten, der anfangs Republikaner, aus Liebe zum Vaterlande Anhänger und Verehrer des Augustus geworden, und doch ein freier Mann geblieben ist; einen erfahrenen Weltmann, der frohen und weisen Gebrauch der Lebensgüter, Verzichtung auch und Entsagung lehrt; einen gefühlvollen Freund, der mahnt, tröstet und ermuntert, immer artig und klug, oft ironisch, aber nie scharf oder zudringlich und überweise. Der hohen Begeisterung für den Venusiner entstammt das Schulprogramm vom Jahre 1886 mit dem Titel: Q. Horatius Flaccus, der patriotische Sänger.

Aber weit schöner und lehrreicher kam diese Begeisterung im Schulvortrag zum Ausdruck. Die Horazstunden, sagte ein ehemaliger Schüler des Verstorbenen, hätten auch in der Hitze der Hundstage ihren Reiz gehabt.

Worin bestand denn der Zauber?

Wir wollen es in einem Bilde auszudrücken versuchen.

Jede Speise und der beste Wein gewinnen, wenn ein vortrefflicher Wirt sie präsentiert. Dieses Gewinnende — wir möchten es einer Würze vergleichen — wusste der praktische Schulmann in seinen treffenden Bemerkungen zu bieten. Wie aus einem Bergschacht holte er die Goldkörner der herrlichen Lehren des sinnigen Dichters über Tugend, Weisheit und Patriotismus hervor, fasste jene Diamanten in die Goldrahmen der klassischen Sentenzen, um sie den Schülern mitzugeben zum bleibenden, wertvollen Andenken ins praktische Leben hinaus.

Nicht minder bewährte sich P. Augustin im Unterrichte der Literatur als praktischer Schulmann. Dass es unmöglich ist, dieses grosse Gebiet am Gymnasium zu beherrschen oder überhaupt etwas Ganzes zu bieten, es sei denn auf Rechnung der übrigen Fächer, ist so ziemlich selbstverständlich. Gibt es sogar gelehrte Männer, welche dieses Fach kurzweg auf die Universität verweisen. Bei der heutigen Zeitsrömung jedoch, wo alles liest und lesen will, das „Timeo virum unius libri“ eine zu freiheitliche Deutung erfährt, scheint es mehr als jemals geboten, dem Jüngling die richtigen Bahnen zu zeigen.

¹⁾ Hettinger, Timotheus.

Wie wichtig, ja wie notwendig ist hier die goldene Mittelstrasse, und wo kann diese dem jungen Gymnasiasten besser gezeigt werden als durch einen weise berechneten Unterricht in der Literatur. Das schwebte wirklich P. Augustin als Ziel und Zweck vor, und wir dürfen wohl behaupten, er habe es erreicht.

Als kundiger Führer wanderte er mit seinen Schülern durch den grossen deutschen Dichterwald, verweilte gerne mit ihnen an lauschigen Plätzchen, ging ebenso sorglich vorüber, wo Gefahr sich zeigte — der Biene gleich, die den Honigseim aus den reinsten Blüten pflückt, während sie das Giftkraut weislich vermeidet.

Wenn wir uns erinnern, mit welcher Begeisterung und Vorliebe er seine Schüler vor die reckigen Gestalten in den altdeutschen Epen oder zu den lieblichen Minnesängern führte, da kommt uns das schöne Bekenntnis des Joh. Fr. Böhmer in den Sinn, welcher kein Bedenken trägt, das 13. Jahrhundert, wo der Kölner Dom gebaut, das Nibelungenlied und die Minnelieder gesungen wurden, für das grösste der deutschen Geschichte zu erklären. Dass es nichts deutscheres gebe als Hartmanns „Armer Heinrich“ und „dass nichts den Herzen so sanfte tue, als dessen Milde und Kunst so wunderbar verschlungen.“

„Wo entstand“, fragte er, „je ein Gedicht von trefflicherem Entwurf, als der hl. Anno des elften Jahrhunderts? Was vergleicht sich Marias Leben Wernhers an Hoheit (12. Jahrhundert), was an lieblicherem Detail dem Marienleben aus dem dreizehnten Jahrhundert? Was an Buntheit der Farben Konrads goldener Schmiede? Welches geistliche Lied übertrifft an Tiefe das des Gottfried von Strassburg?... Ich habe die Ueberzeugung, dass die meisten der neueren Produktionen der Dichter sich zu den alten verhalten, wie künstliche Blumen zu natürlichen, dass z. B. Göthe nur ein edlerer Mewlana Dschami ist, und dass es nichts Kindischeres und Unverständigeres gibt, als ihn den grössten deutschen Dichter zu heissen, ihn, der vielmehr der Nachahmer der mannigfaltigsten europäischen Dichter ist.“

Wir begreifen darum doppelt die Freude und Begeisterung, mit welcher P. Augustin die Gelegenheit begrüsste, noch mehr Licht über den Weimarer Dichter zu verbreiten, als der gelehrte Baumgartner seinen Göthe in die Welt hinaussandte. Nicht ungerne wies er auf den Patriotismus des Horaz hin, um damit den göth'schen und den anderer deutscher Dichter zu beleuchten. Einzelne Partien wurden einlässlich behandelt, was den Schüler instand setzte, durch Selbststudium auch in andern sich zurecht zu finden.

Es zeugt gewiss von ausserordentlichem Fleisse und unermüdlicher Hingabe für sein Fach, dass der ohnedies so viel beschäftigte Schulmann seine Diktate fast jedes Jahr neu bearbeitete. Daher die Klarheit und Uebersicht, welche diese Arbeiten auszeichnen. Kein Wunder, dass die Literatur bei P. Augustin nicht allein mit Lust und Liebe studiert, sondern auch zum bleibenden Eigentum seiner Schüler wurde. Was aber seinen Unterricht so eigentlich adelte, war die Kunst, seine Schüler zu den Lichthöhen des Schönen, Wahren und Guten emporzuführen, vor den Abgründen des Gemeinen und Niedrigen zu bewahren.

Damit hat er das Wort Herders erfüllt: „Das beste Geschenk, das einem jungen Menschen werden kann, sind nicht Bücher, sondern Rat, wie er die Bücher lese!“

So viel über P. Augustins Unterricht und Lehrmethode. Wir haben sie bestmöglich getreu nach selbsteigenen Eindrücken zu zeichnen versucht.

Ganz entsprechend dem platonischen Satze: „Lieber gar keine, als schlecht verdaute Kenntnisse“, hielt er nichts auf Vielwisserei, sondern auf richtiges Können des Wenigen. Deshalb hätte man über seinem Schulzimmer mit allem Rechte die Worte schreiben dürfen: Non multa sed multum.

Zur Strenge, mit welcher das multum ohne Ansehen der Person gefordert wurde,

bildete die Notenscala einen merkwürdigen Gegensatz, mit dem uns jedoch sein fein berechnetes Wohlwollen gegen seine Schüler versöhnt.

Dass sein glühender Eifer für die Schule nicht nur die Studierenden mächtig anregte, sondern auch seinen Kollegen im Lehrfache zum leuchtenden Beispiel diene, wer möchte es bezweifeln?

Allein Rektor Grüniger glaubte den Lehrberuf so gut wie untrennbar von der Aufgabe der Erziehung. Die glückliche Vereinigung des einen mit dem andern war längst sein schönes Ideal gewesen; es sollte in der Erstellung eines Studentenkonviktes seine Verwirklichung finden.

Mit diesem Gedanken verliess er 1863 das Stift; diesen Gedanken brachte er bei jeder Gelegenheit zur Sprache und alle seine Bestrebungen gingen dahin, für das edle Werk, das er in seinem Geiste schon erbaut hatte, den Gnädigen Herrn, seine Mitbrüder, sowie die Behörden von Obwalden und die Katholiken anderer Kantone günstig zu stimmen.

Abgesehen davon, dass diese herrliche Idee an und für sich motiviert war, sprachen dafür auch äussere Umstände. Als solche erwähnen wir die erhöhte Frequenz der Schüler und die damit wachsende Schwierigkeit betreff Kosthäuser.

Schon im ersten Jahre seines Rektorats hatte P. Augustin die Freude, die Zahl der Schüler von 46 auf 64 steigen zu sehen, was nach der Versicherung zuverlässiger Gewährsmänner dem hohen Ansehen des kundigen Leiters der Anstalt zu verdanken war.

Umsomehr drängte es ihn, den Plan auszuführen.

Dass die wackern Behörden des Landes das Projekt nur begrüssen würden, war ausser Zweifel. Hatte ja bereits im Jahre 1862 H. Landammann Dr. Etlin — wir bemerken dies mit stolzer Freude — sich bereit erklärt, seinen herrlichen, neu erstellten Sitz auf dem Landenberg für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen. Schwieriger hielt es mit der Zustimmung in Gries. Abt Adalbert billigte zwar den Plan als solchen, wünschte aber die Ausführung im bescheidensten Massstabe, und erbot sich aus eigenen Mitteln ein Konvikt für 30—35 Zöglinge zu erstellen.

Man erkannte jedoch, dass mit der Ausführung dieses Planes den Ansprüchen der katholischen Eltern nicht Genüge geleistet werden könne, abgesehen davon, dass das Unternehmen finanziell und ökonomisch keine Garantie biete.

Als Wirtssohn brauchte P. Augustin nicht lange zu rechnen, um einzusehen, dass bei dem Mangel eigener Oekonomie eine solide Existenz nur durch eine entsprechende Anzahl von Pensionären zu sichern sei.

Deshalb gelangte er mit neuen Vorstellungen an den gnädigen Herrn mit der Bitte, ein Pensionat für 100 Zöglinge zu erstellen. Diese Zumutung kam dem klugen Rechner im Stifte etwas stark vor.

Die Finanzen des Klosters, welche im Sturm der 40 Jahre einen so grausamen Raubanfall erlitten, durch die Ansiedlung in Gries aufs Neue in Anspruch genommen worden, durch einen solchen Bau auf eigene Faust noch mehr zu erschöpfen — das waren die Bedenken des Abtes.

Manch einer wäre vielleicht eingeschüchtert und entmutigt worden. Nicht so P. Augustin; er dachte: Geht es auf diesem Wege nicht, so vielleicht auf einem andern.

Gesagt, getan. Ohne länger zu zögern, machte er seinem Obern den Vorschlag, durch Sammlung von Gaben und unverzinsliche Aktien à 100 Fr. das erforderliche Baukapital zu erschwingen.

Abt Adalbert ging darauf ein und zeichnete für den Fall des Zustandekommens 5000 Fr. Erfreut über diese Zusage und den ersten Baustein besprach sich P. Rektor

mit den massgebenden Persönlichkeiten Obwaldens und mit Gönnern und Freunden von Luzern. Diese stimmten einhellig dem edlen Unternehmen bei.

Sofort wird ein Komitee von 17 Mitgliedern gebildet und ein Ausschuss von fünf Mitgliedern gewählt. P. Rektor und P. Martin, auf den in diesem und so manch anderem Unternehmen des Dichters Wort so herrlich passt: „*quorum pars magna fui*“¹⁾, erklären sich bereit, die Gaben und Aktien zu sammeln. Als dann im Frühling 1865 die Statuten entworfen und genehmigt waren, machte P. Rektor noch während des Schuljahres den richtigen Anfang bei den Spitzen von Obwalden.

Die schönen Zahlen 1000, 800, 500, 400, 200, aus denen edle Wohltätigkeit und Sinn für den erhabenen Zweck gleich deutlich sprechen, waren für den mutigen Sammler ebenso viele Empfehlungen nach Aussen.

Zuerst kam die Leuchtenstadt an die Reihe, wo es bekanntlich genug der Edlen gibt, denen geben seliger ist als nehmen. „*Adspirat primo fortuna labori*“.

Die Ferien des Schuljahres 1865 wurden recht eigentlich Sammelreisen.

Ganz strategisch hatte P. Augustin das Eroberungsgebiet markiert.

Sein Mut entflamnte auch den seines Mitkämpen, welcher nach dem Wahlspruch seines grossen Patrons, „*non recuso laborem*“, unverdrossen von Ort zu Ort eilte. P. Augustin wandte seine Schritte nach dem Freiamt, es war ein glücklicher Zug; denn bei der immer noch frischen Liebe und Anhänglichkeit an das geraubte Heiligtum, konnten die braven Bewohner dem alten Murizögling keine Gabe versagen. Von da gings über den Lindenberg ins Luzernerbiet, wo die Mildtätigkeit fast sprichwörtlich ist.

Nicht minder erfreuliche Erfahrungen machte er in Nidwalden, Uri, Schwyz, Einsiedeln und Zug. War der gute Ruf, den das Kloster Muri in allen Gauen des Schweizerlandes genoss, schon an sich ein triftiger Ausweis, so lag in dem äusserst einnehmenden, gewinnenden Wesen P. Augustins eine unwiderstehliche *Captatio benevolentiae*. Haben wir doch selbst von Vielen gehört: Man konnte nicht anders, man musste ihm geben.

Die kurze Osterpause des Jahres 1866 bringt neuen Zuschuss aus Stadt und Land von Luzern. Nachdem inzwischen die Regierung von Obwalden ihre 5000 Fr. gesprochen, war bereits die schöne Summe von 64,000 Fr. erreicht und damit die statutengemässe Bedingung zum Beginn des Baues erfüllt. Wie mochte jetzt dem glücklichen Sammler das Herz gelacht haben, nicht wegen des klingenden Metalls; denn er dachte ganz im Sinne des horazischen Wortes: „*Nullus argento color est avaris abdito terris*“²⁾, sondern aus lauter Begeisterung für den erhabenen Zweck.

Deshalb traf er im Herbst 1866/67 die nötigen Vorbereitungen für Plan, Material und Bau. Mit Beginn des Frühlings 1867 wurde zur Ausführung geschritten und damit ein neues Feld rastloser Tätigkeit für den Schöpfer des Werkes eröffnet.

Die Arbeiten eines Rektors, eines Professors, eines Mitgliedes des engern Baukomitees und eines Rechnungsführers — all dieses lastete auf den Schultern des P. Augustin. Gerade die Rechnungsführung war mit grossen Unannehmlichkeiten verbunden, da viele, welche Aktien gezeichnet hatten, mit deren Einzahlung auf sich warten liessen. Ueberdies stunden die Finanzen noch weit unter der notwendigen Summe, wesshalb neue Quellen entdeckt werden mussten. In den jeweiligen Herbstferien wurden die Sammelreisen von neuem angetreten und konnten erst mit 1871 abgeschlossen werden.

Wir finden den unermüdlichen Sammler bald in Luzern, Zug, Freiamt, bald in Freiburg, seinem ehemaligen Musensitz, dann wieder droben im Rhätierland und drunten an der Steinach.

¹⁾ Virg. Aen. II.

²⁾ Ode. II. 2.

Im reichen Basel öffneten ihm sogar Protestanten ihre mildreiche Hand. Ehre den edlen Gebern!

Dieser Erfolg ermutigte ihn, seine Schritte über die Grenzen des Vaterlandes hinaus zu lenken nach Freiburg, Augsburg und München und endlich nach Südtirol. Das Glück — wenn anders wir den sichtbaren Segen Gottes so nennen wollen, schien recht eigentlich sein Begleiter zu sein; denn in den seltenen Fällen, wo der bescheidenen Bitte nicht entsprochen werden konnte, erfreute ihn jener gute Wille, der es selbst am schmerzlichsten empfindet, statt einer Gabe nur Worte geben zu können.

Beinahe als heitern Zwischenfall dürfte man es bezeichnen, dass einmal das scharfe Auge der hl. Hermandad seine Wege und Stege allzu neugierig ausspähte, wie er später dieses Intermezzo oft selbst lächelnd erzählte.

Für die vielen Mühen, Beschwerden und Strapazen fand er hinreichende Entschädigung in dem beseligenden Gedanken an den edlen Zweck.

Man stelle sich die Freude vor, die sein und des wackern Mitarbeiters Herz durchströmte, als die herrliche Idee im stattlichen Bau des Pensionates sich verwirklichte. Wer hätte den Glücklichen nicht begeistert zurufen mögen: „O terque quaterque beati, quorum jam moenia surgunt!“¹⁾

Ja, es war ein Ehren- und Freudentag, als im Oktober 1868 so viele katholische Eltern die Freude und Hoffnung ihres Herzens dem St. Nicolaus von Flüe-Pensionat übergaben. Dass P. Augustin sein Werk dem Landespatron weihte, finden wir nicht allein in seinem grossartigen Vertrauen auf den Seligen vom Ranft begründet, sondern auch durch das Gedeihen des Werkes aufs Glänzendste gerechtfertigt.

„Soll das Werk den Meister loben,
Doch der Segen kommt von Oben.“²⁾

Wir könnten hier an der Hand der Statistik zeigen, wie das Zutrauen des katholischen Volkes zu der neuen Erziehungsanstalt im Lande Bruder Klausens von Jahr zu Jahr wuchs, wie jeden Herbst die trauten Räume sich von Neuem füllten, wie damit die letzte Befürchtung eines zu kühnen Unternehmens sich selbst widerlegte. Doch wozu, da die Zahlen in den Jahresberichten deutlich genug sprechen?

Fragen wir vielmehr nach dem Grunde; denn gewiss gilt auch hier: Nihil sine ratione sufficienti.

Es wird uns klar, wenn wir P. Augustin, wie oben als Schulmann, so jetzt als Erzieher betrachten.

Wie aus dem Gebilde der Genius des Künstlers, so spricht aus einem Institut der Geist des Leiters und Vorstehers. Wo sehen wir das deutlicher als in den Statuten, die er dem geistigen Bau zu Grunde legte, über deren Befolgung er mit der Sorgfalt eines Hausvaters wachte. Auf der allein soliden Basis katholischen Glaubens und christlichen Lebens will er die Zöglinge heranbilden in Tugend und Wissenschaft. Das bezeugen schon die sinnreichen Worte, die er in der Konviktskapelle über den Altären als beständiges pro memoria anbringen liess: „Scientia cum virtute aedificat“ und „Initium sapientiae timor Domini.“ Das bezeugen alle seine Ansprachen, die er bei verschiedenen Gelegenheiten an die Zöglinge hielt, das bezeugt ferner die gewissenhafte Kontrolle, mit welcher er teils in eigener Person, teils durch Andere von dem Leben und Weben der Zöglinge Einsicht nahm, das bezeugt das gute Beispiel, das er mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit zu geben sich bemühte und ebenso von seinen Mitbrüdern verlangte.

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, wie sehr seine erzieherische Tätigkeit durch den natürlichen Adel seiner Auktorität unterstützt wurde. Denn wer zugibt, dass der

¹⁾ Virgil Aen. I.

²⁾ Schillers Glocke.

Schwerpunkt der Erziehung im Elternhause in der Auktorität des Vaters liegt, wird ebenso gestehen müssen, dass dies beim Leiter einer Erziehungsanstalt wenigstens in ebenso hohem Masse vorausgesetzt werden muss.

Die Auktorität Rektor Grünigers erinnert uns unwillkürlich an das geflügelte „Ipse dixit“ der Schüler des Pythagoras.¹⁾

Dieses sein Ansehen wurde, wenn möglich noch gesteigert, als ihn Abt Adalbert im Jahre 1869 nach dem Ableben P. Benedikts zum Superior ernannte, eine Stellung, welche ihn den Mitbrüdern gegenüber zum Vertreter des Abtes machte.

Damit mehrten sich allerdings seine Arbeiten wieder ganz bedeutend; denn neben der Verwaltung des Konviktes hatte er zugleich die Oekonomie des Kollegiums zu besorgen. Nicht selten wunderten sich diejenigen, welche seine Arbeiten kannten, mit Recht darüber, dass er der schweren Last und Bürde nicht erlag. Nur seiner ausserordentlichen Gewandtheit in Abwicklung aller Geschäfte, seiner merkwürdigen Routine in der Korrespondenz, seinen Sprachkenntnissen und dem eisernen Willen war es zu verdanken, dass er in Einer Person die Aufgabe Vieler bewältigte. Es mag bei P. Augustin ein Fehler gewesen sein, dass er die Arbeiten zu wenig verteilte. Den näheren Erklärungsgrund finden wir theils in seiner Güte und Sorge, er möchte seine Mitbrüder mit Arbeiten überladen, theils in seiner Gewissenhaftigkeit, die ihn von selbst antrieb, in Alles und Jedes genaue Einsicht zu haben.

Angesichts dessen können wir um so leichter begreifen, dass die Baukosten von 120,000 Fr., wovon er allein $\frac{3}{4}$ zusammengebracht, mit dem Jahre 1872 bestritten, dass nach vollständiger Tilgung aller Schulden in kurzer Zeit ein Baufond von 10,000 Fr. angelegt werden konnte.

Der klugen Einsicht und dem tatkräftigen Handeln P. Augustins gebührt das Verdienst. Während bei vielseitiger Beschäftigung gewöhnlich das Eine bevorzugt, das Andere etwas kälter behandelt wird, wurde P. Augustin Allen und Allem gerecht und das „*pluribus intentus fit minor ad singula sensus*“ fand auf ihn keine Anwendung. Er war ein ganzer Mann, sowohl als Lehrer, wie als Oekonom, als Superior so gut denn als Rektor.

Nach dieser notwendigen Abschweifung wollen wir den Erzieher weiter betrachten.

War sein persönliches Ansehen so natürlich, dass er es ohne jegliche Mühe zu behaupten wusste, so lag ihm alles daran, dasjenige seiner Mitbrüder strengstens zu wahren. Hier nur ein Beispiel.

In gerechter Entrüstung hatte ein Professor in der Geschichtsstunde einem Schüler das Ungebührliche seines Benehmens durch ein „*Argumentum tangibile*“ vordemonstriert. Der Schüler remonstrirte unter Berufung auf die neue Bundesverfassung, worauf der Lehrer den Widerspenstigen vor das Rektorat citierte. Nach Anhörung des „*casus belli*“ wiederholte H. Rektor a fortiore jenes Argumentum mit den Worten: „Da hast du die neue Bundesverfassung!“ Der betreffende Schüler äusserte sich bei seinen Kameraden über den Ausgang der Sache voll Respekt und Genugthuung.

Dass Rektor Grüniger, welcher Verfassung und Gesetz gegenüber die Klugheit selbst war, dennoch so handelte, zeigt, welch' grosse Stücke er auf die Auktorität des Lehrers hielt.

Gerade seinem aussordentlichen Ansehen dürfte man es zuschreiben, dass so wenig Straffälle vorkamen. Er huldigte der gewiss sehr schönen Maxime: Alles sehen, nichts übersehen, selten strafen. Wenn aber das letztere eintrat und der Rektor vor den Studenten zu Gericht und Urtheil erschien, da zitterte nicht nur der Schuldige, sondern

¹⁾ Cicero de nat. Deor. I. 5.

auch den Schuldlosen beschlichen bange Gefühle, so dass ein jeder im Stillen doppelt gern mit des Dichters Worten sich beruhigte:

„Hic tibi murus aeneus esto:

Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa.“¹⁾

Indessen würden wir uns irren, wenn wir glaubten, dass seiner Erziehungsmethode etwas Extremes, oder Herbes und Steifes eigen gewesen sei. Solches widersprach seinem ganzen Wesen, in welchem das Gemüt vorherrschte.

„Erzieherin und wahre Lehrerin kann nur die Liebe sein.“ (Rebs). Dieses schöne Wort diente ihm zur Richtschnur seines Wirkens als Erzieher, die Befolgung desselben Grundsatzes verlangte er ebenso von seinen Mitbrüdern.

Wenn das Pensionat Nicolaus von der Flüe von Anfang an diesen Geist der Liebe, sagen wir richtiger, den Geist des Familiären, atmete, wenn dieser Grundzug bis auf heute verblieb, wenn die ehemaligen Zöglinge gerade deshalb mit Wonne und Freude sich an ihren Musensitz zurückerinnern, ja ihn gerne wieder aufsuchen, so gebührt dieses Verdienst mit Vorzug seinem Gründer und Leiter.

Wir brauchen kaum zu fragen, was damit erzielt wurde. Liebe erzeugt Gegenliebe und diese hinwieder erstreckt sich nicht allein auf die Person des Erziehers, sondern auch auf die wichtigen Dinge, welche diese fordert und fordern muss, auf den Gehorsam, auf die Disciplin, auf die ganze religiöse und sittliche Ordnung. Liebe erzeugt Aufrichtigkeit, jene goldene Eigenschaft, durch welche es dem Erzieher möglich wird, das Wesen und den Charakter des Zöglings wie ein aufgeschlagenes Buch zu lesen, und so mit Erfolg auf dessen Entwicklung einzuwirken.

Da P. Augustin von der hochwichtigen Aufgabe eines katholischen Institutes tief überzeugt und durchdrungen war, lenkte er sein Hauptaugenmerk auf die Charakterbildung der Zöglinge.

Er hatte ein zu offenes Auge für die Zeit und Zeitströmung, um die Unbeständigkeit, Halbheit und Verlotterung zu übersehen, der die Jugend notwendig entgegen treiben muss, wenn sie nicht rechtzeitig gefestigt und gefeit wird.

Wir können seine Anschauungen nicht besser wieder geben, als mit den treffenden Worten eines scharfsichtigen Kulturhistorikers unserer Zeit, welcher sagt: „Was der heutigen Jugend am meisten zu fehlen scheint, ist Schwung der Seele, Neigung zum Grossen, Kraft und Streben nach Besserem, als den allgewöhnlichsten Lebenszielen. Darüber besteht jetzt eine ganz allgemeine Klage in allen Kulturländern. Es befinden sich unter ihr zu viele Parasiten, die sich auf einem bequemen Wege, möglichst auf Kosten Anderer und ohne eigene Anstrengung durch das Leben schleichen wollen, oder Schwelger, die überhaupt als Lebenszweck nur den Genuss kennen, oder endlich frühfertige Pessimisten, welche aus Mangel an eigener Kraft die Kraft zum Guten und Grossen überhaupt läugnen. Und selbst diejenigen unter ihnen, welche den Erfolg haben, der ihr Götze ist, sind davon nicht wirklich befriedigt, weil sie ihn dem blossen launischen Glücke zuschreiben, das sich fortwährend verändern kann, oder unredlichen Mitteln verdanken und daher immer besorgt sein müssen, dass andere Streber dieselben mit gleicher Geschicklichkeit anwenden werden, um sie von dem eroberten Platze an dem sogenannten „Gastmahle des Lebens“, bei dem niemals Raum für Alle ist, wieder zu verdrängen. Das ist ein erbärmliches Leben beständiger Furcht in jedem Falle, bei Erfolg und Misserfolg.“

Ein solches nicht zu beginnen, das müssen Sie sich gleich am Anfang der Lebenswege fest vorsetzen und dabei, komme was da wolle, unerschütterlich bleiben, entschlossen, wenn Sie dabei selbst untergehen müssten, nie im Prinzip nachzugeben. Mit dem Bösen und Unschönen in der Welt muss man nicht transigieren und es so halb und halb

¹⁾ Hor. epist. I. 1.

begreiflich finden oder unausweichlich, sondern ihm ins Angesicht widerstehen. Das ist der einzige Weg, der zum Siege führt¹⁾

In Anbetracht der betrübenden Erscheinungen, wie sie diese trefflichen Worte kennzeichnen, arbeitete P. Augustin mit allem Eifer darauf hin, die Zöglinge an zwei Dinge zu gewöhnen, an ein entschiedenes Wollen alles Schönen, Wahren und Guten und an ein ebenso entschiedenes Entsagen in denjenigen Dingen, neben welchen Sittlichkeit und Lebensglück nicht bestehen können.

Wie oft zitierte er in dieser Richtung das horazische Wort:

„Iustum et tenacem propositi virum.“

und vor allem seine Lieblingsstelle:

„Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinæ.“²⁾

oder das bekannte:

„Virtus repulsæ nescia sordidæ
Intaminatis fulget honoribus.“³⁾

Wie oft verwies er auf herrliche Beispiele von Charakterfestigkeit, auf einen Thomas Morus, auf einen Daniel O'Connell, auf die wackern Kämpen im deutschen Centrum!

Wie oft wiederholte er das schöne Wort seines Patronen: „Konnten es diese und jene, warum nicht auch ihr?“

Wie einen entschiedenen Willen für das Gute, verlangte er nicht weniger einen solchen gegen das Schlechte. Am meisten lag ihm daran, die Zöglinge vor dem Eigensinn, — Pesch nennt ihn die Energie der Dummheit — vor dem Uebermass im Genuss und vor der missverstandenen Freiheit zu bewahren.

Gerade diese Fehler fanden an ihm jeweilen den richtigen Cato Censorius.

Wir erinnern hier, um alles Andere zu übergehen, nur an die Sistierung der Session des Studentenvereins vom Jahre 1872, sowie an das „Pro memoria“, dessen pünktliche Beobachtung er als *conditio sine qua non* verlangte, als er im Oktober 1873 auf dringende Bitten und Gesuche hin die Verbindung wieder ins Leben treten liess.

Von der Sorge für die Charakterbildung war P. Augustin so überzeugt und durchdrungen, dass er 1877 eine Abhandlung über diesen Gegenstand im Katalog veröffentlichte und den Zöglingen als ein Angebinde in die Ferien mitgab.

„Es tritt daher, sagte er u. A., an einen jeden die ernste Anforderung heran, sich selbst zu studieren und durch dieses Selbststudium die gute wie die fehlerhafte Seite seiner Natur zu prüfen, diese zu bessern und jener einen immer höhern Schwung zu verleihen. Es ist dieses die hohe und unerlässliche Aufgabe nicht bloß für den Jüngling, sondern für den Menschen überhaupt, der sich seiner Würde und hohen Bestimmung bewusst ist. Keiner kann und soll diesem Heldenkampfe sich entziehen, denn der Mensch wird nicht gut geboren, kann es aber durch Erziehung und Selbstveredlung werden.“

Wenn wir oben sagten, dass er gegen Ansschreitungen, insbesondere gegen das Uebermass im Genusse, sowie gegen die missverstandene Freiheit eiferte, so möge niemand daraus den Schluss ziehen, als habe P. Augustin der studentischen Freude den Krieg erklärt, im Gegenteil betrachtete er echten studentischen Frohsinn als notwendig zur Entfaltung des jugendlichen Charakters und nichts war ihm, dem Gemütvollen, der das „Gaudemus igitur“ so gut wie einer kannte, mehr zuwider, als ein finsternes Wesen.

Wir wollen hier nichts sagen von den vielen Erholungsstunden, die er für die Zöglinge verordnete; von den Spielen, die er einführte, von dem geräumigen Spielplatze

¹⁾ Dr. Hilty, Vortrag in der „Philadelphia“.

²⁾ Horaz lib. 3. Od. 3.

³⁾ Horaz lib. 2. Od. 2.

selbst, den fremde Besucher den schönsten hiessen, den sie je gesehen, wir laden den Leser dieser Blätter nur ein, uns einen Augenblick in das Musikzimmer zu folgen. Da übt der Rektor selbst mit seinen Zöglingen jetzt ein lustiges Lied, dann wieder einen heitern Marsch, ein anderes Mal ein hübsches Violinquartett. Und wenn jeweilen Fasching nahte, wie brannte sein Eifer, dem Studentenvölklein in diesen Tagen nicht blos etwas Belehrendes, sondern auch etwas Erheiterndes zu bieten. Sein Eifer nur? Nein, er legte selbst Hand ans Werk und leitete viele Jahre hindurch die Einübung und Auf-führung von Dramen, Lustspielen, Opern und Operetten und auch dann, als die mühe-volle Direktion in andere Hände gelegt war, kam der Rektor noch mit der „letzten Bürste“ darüber.

Welche Aufmerksamkeit schenkte er endlich jenem Tage, welcher im Studentenkalender natürlich nicht mit einem Fisch bezeichnet ist?

Auf wessen Antlitz strahlte alsdann hellere Freude über das richtige Zusammen-treffen der drei obligaten Faktoren, als auf dem des Herrn Rektors?

Es hiesse Eulen nach Athen tragen, wenn wir des Besondern zeigen wollten, mit welcher Entschiedenheit er bei den Zöglingen auf die Erfüllung der religiösen Pflich-ten drang.

Wie er in der Schule den exakten Lehrer zeigte, der mit seinen Forderungen nicht markten liess, so hier den gewissenhaften Hausvater, dem es deutlich genug anzu-sehen war, dass er sich nicht allein für das leibliche, sondern noch weit mehr für das geistige Wohl der ihm anvertrauten Jünglinge verantwortlich glaubte. Er wollte keine blosse Unterrichtsanstalt zur Aneignung einer bestimmten Summe von Kenntnissen, kei-nen Trillapparat für das in unserer Zeit als das höchste geltende „savoir vivre“, am allerwenigsten eine moderne Aufklärungsmaschine.

In voller Uebereinstimmung mit dem unantastbaren Satze, dass der Mann der Wissenschaft ganz besonders ein Mann des Glaubens und des Gebetes sein muss, um nicht der höchsten Blüte der Intelligenz beraubt zu werden, ermahnte er seine Zöglinge immer und immer daran, die höchste Bildung in der höchsten Religiosität und die höchste Religiosität in der höchsten Bildung zu suchen. Nur die „pietas sapiens“ bot ihm die volle Garantie, die studierenden Jünglinge einst als Männer von Charakter an ihren Posten zu sehen, ausgerüstet mit dem hl. Palladium für die Kämpfe des Lebens.

Dieser erhabene Zweck, den er gewissenhaft verfolgte, liegt, wie schon oben ge-sagt, ausgesprochen in den religiösen Statuten des Hauses. Den schönsten Beweis aber liefert die erfreuliche Tatsache, dass die weitaus grösste Zahl seiner Zöglinge, bei aller Verschiedenheit des Berufes, treu und entschieden zur Fahne des Rechtes, der Wahrheit und der Kirche stehen.

Wenn wir P. Augustins Tätigkeit als Lehrer und Erzieher znsammenfassen wollen, so lässt es sich ebenso richtig als kurz mit den schönen Worten Quintilians aus-drücken: „Rector enim est alienorum ingeniorum atque formator.“¹⁾

Dieser Doppelaufgabe diente er ohne Rast und Ruh mit der ganzen Kraft seines Geistes und Herzens, so dass er in Wahrheit mit seinem Lieblingsauktor gestehen durfte: „Omnis in hoc sum.“²⁾ War damit alles getan? Mit nichten. Welche Zeit und Mühe nahm nicht die vielseitige Korrespondenz in Anspruch? Wie viel Sinnens und Sorgens gab die Oekonomie? Und doch bewältigte er Alles mit einer Präcision, die sowohl seinen energischen Fleiss, als auch sein administratives Talent bekundete.

Daneben sehen wir ihn des Oeftern in seelsorglicher Aushilfe tätig, und es war-

¹⁾ Jnst. orat. X.

²⁾ Horaz Epist. I. 1.

jeweilen keine geringe Freude für das fromme Landvolk, wenn die majestätische Gestalt des Rektors auf der Kanzel erschien, für dessen kräftige Stimme nicht leicht eine Kirche zu gross war.

Noch mehr müssen wir uns über die vielverzweigte Tätigkeit wundern, da P. Augustin mit Magenleiden — es war ein Erbteil seiner Mutter, und periodisch wiederkehrenden Kopfschmerzen viel zu kämpfen hatte.

Den Schlüssel zur Lösung dieses Rätsels finden wir teils in seiner Mässigkeit, welche die Bewunderung aller erregte, die mit ihm zusammenlebten, teils in seiner Pflichttreue als Religiose, worin sich wie in einem ewigen Jungbrunnen täglich seine Kraft, sein Mut und sein Schwung verjüngten und erneuten.

Obwohl er aber immer der Erste und der Letzte auf dem Felde der Arbeit war, hörte man aus seinem Munde dessen wunderselten Erwähnung tun, während er dem Streben Anderer so gerne Anerkennung zollte.

Welch treffende Beleuchtung der goldenen Wahrheit: „Die Tüchtigkeit prahlt nicht, sie zeigt sich.“

Ja sie hat sich gezeigt, aber auch die Anerkennung ist nicht ausgeblieben. Noch erinnern wir uns mit Rührung an den 24. März 1874. Es war der 25. Jahrestag der Primiz des H. Rektors. Derjenige, welcher in seiner Anspruchslosigkeit den weihevollen Gedenktag in aller Stille zu feiern beabsichtigt hatte, wurde von Lehrern und Schülern mit einer herzlichen Ovation überrascht.

Das Geschenk, bestehend in einer schmucken Ausgabe sämtlicher Werke Cicero's, welches bei diesem Anlasse auf den runden Tisch im Rektoratszimmer niedergelegt wurde, sollte den würdigen Rektor und Superior der vollen Sympathien seiner Mitbrüder und Kollegen im Lehrfache versichern.

Wir glauben damit eine Ehreuschuld zu entrichten, wenn wir die sinnige Dedikation im Wortlaut wiedergeben: „Plurimum Reverendo P. Augustino Grüniger, Superiori, Rectori Rhetoricæque Professori Collegii Sarnensis ad XXV. Sacerdotii annum exactum maximum Romanorum oratorem in singularis venerationis gratique animi signum dono devotissime dicant“. Folgen die Unterschriften. Diese Worte werfen einen so lieblichen Schein auf das schöne Verhältnis, auf die ungetrübte Harmonie zwischen Obern und Untergebenen, dass wir unwillkürlich an den Psalmvers erinnert werden: „Ecce quam bonum et quam jucundum habitare fratres in unum“. ¹⁾

Schade, dass unser Criffel kein gelungenes Bild davon zu entwerfen imstande ist, sonst würden wir den allverehrten Rektor und Superior noch einmal schauen, aber auch bewundern in seiner Liebe und Freundlichkeit, in seiner Geduld und Nachsicht, in seiner Herzensgüte und Fürsorge, die zuerst an uns, zuletzt an sich selbst dachte, mit einem Worte, in seiner väterlichen Behandlung, die kein sprödes „Ja“, wie auch kein anderes, denn ein vergoldetes „Nein“ kannte.

Es kam uns jeweilen rätselhaft vor, dass uns, wenn wir unter dem Druck und der Last von Schulgedanken und Schulsorgen zum gemeinsamen Tische erschienen, plötzlich wie durch einen „deus ex machina“ eine andere Stimmung beherrschte. Woher das?

Nicht die Speisen waren es, nicht der Trank, sondern die freundlichen Mienen und die herzlichen Worte desjenigen, der oben am Tische sass, welche das ganze Essen würzten und in ächt heiterer, familiärer Weise auch für den Geist zu einer wahren Erholung und Entspannung machten.

Vom Rektor und Superior war nur die Gestalt zugegen — denn das erste schien ihm zu positiv, das zweite zu komperativ — sein väterliches Wesen präsiidierte.

Welch köstlicher Beleg für das harmonische Leben und Wirken bieten nicht die

¹⁾ Ps. 132.

genussreichen Unterhaltungen nach dem Nachessen? Er war es wieder, welcher, trotz ungezählter Beschäftigungen, an Winterabenden, nach dem gemeinschaftlichen Rosenkranz bei kollegialischer Kammermusik schneidig und stramm wie ein Junger die erste Violine spielte.

So viele andere Züge und Momente, welche die genannte Dedikation aufs schönste rechtfertigten, müssen wir der Kürze halber übergehen. Kein Wunder, dass unter seiner Leitung so gerne und freudig gearbeitet wurde, denn gerade diese Liebe und Herablassung zu den Mitbrüdern war für jeden der mächtigste Sporn, den strengen Forderungen für die Schule desto bereitwilliger nachzukommen.

Seine natürliche Freundlichkeit gegen Gäste und Besucher des Kollegiums, namentlich gegen Eltern und Verwandte von Zöglingen ist zu bekannt, als dass sie einer besondern Schilderung bedürfte.

Nach dieser Digression über das schöne Verhältnis im Innern, die wir zum Gesamtbilde als notwendig erachteten, erübrigt uns der Anerkennung zu erwähnen, welche die Tätigkeit Rektor Grünigers nach Aussen fand.

Behörden und Volk von Obwalden hatten seit Jahren das unermüdliche Wirken, Schaffen und Ringen P. Augustins für die Hebung der kantonalen Lehranstalt mit stolzer Freude geschaut und bewundert. Das stetig wachsende Zutrauen und die immer grössere Nachfrage aus dem Inn- und Auslande legten es nahe, den verdienten Schulmann durch einen ausserordentlichen Akt der Anerkennung zu ehren. Es geschah dies in schönster und feierlichster Weise an der Landsgemeinde von 1885, wo Rektor P. Augustin einstimmig mit dem Landrecht beschenkt wurde. Wir lesen darüber in einer Korrespondenz des „Vaterland“: „Die Hände rauschten in einem gewaltigen „Mehr“ empor, als es sich darum handelte, den Rektor P. Augustin Grüniger auch staatsbürgerlich zu einem Obwaldner zu machen, was er tatsächlich lange zuvor gewesen war.“

Wir teilten die Freude mit dem Gefeierten jenes Tages um so aufrichtiger, da wir als persönliche Zeugen am besten einsehen konnten, wie wahr und richtig das Sprichwort zur Geltung gekommen:

„Ehre, wem Ehre gebührt“.

Doch weit entfernt, auf den Lorbeeren auszuruhen, erblickte P. Augustin in dieser Anerkennung nur einen neuen Impuls zu weiterem Streben und zum vollständigen Ausbau des Gymnasiums, ein Gedanke, der ihn seit einigen Jahren desto lebhafter beschäftigte, je mehr die Frequenz sich steigerte und je weniger die Räume des Konviktes den Anforderungen genügten.

Er wurde in seinem Plane noch bestärkt durch Aufmunterungen und Zureden von hoch- und höchstgestellter Seite.

Verschiedene Umstände schoben indes die Sache hinaus, um alsdann die segensreiche Tätigkeit des Verewigten nur um so herrlicher zu krönen.

Am 5. Juli 1881 hatte Abt Adalbert, — der kleine Mann mit dem grossen Gottvertrauen — das Zeitliche gesegnet.

Wir erinnern uns noch lebhaft der Tränen, welche der erste Novize von Gries um den letzten Abt von Muri geweint; sie waren so kostbar als die Tränen des Kindes um den treu geliebten Vater. Gerade aus diesem Verhältnis erklärt sich recht deutlich die innige Beziehung zwischen Gries und Sarnen.

Abt Adalbert hatte die erste Zuflucht im freundlichen Kollegium gesucht und dank der edlen Grossmut, die hier Lands zu Hause ist, gefuuden; P. Augustin machte es zu einer Pflanzstätte der Bildung, welche für manchen Zögling zugleich eine Vorschule des Klosters wurde.

So zahlte er für den ersten goldenen Eckstein jener 5000 Franken mit höhern Prozenten.

Das grosse Vertrauen des Abtes auf den ersten Sprössling in der neuen Ansiedlung, und hinwieder die treue Liebe dieses zu jenem, können näher und ferner Bekannte nur mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllen.

Die Sorge um die Lehranstalt war von Abt Adalbert auch auf seinen würdigen Nachfolger, den frommen Abt Bonaventura Foffa übergegangen. Leider waren diesem nur sieben Jahre der Regierung beschieden; denn mitten im segensreichsten Wirken ereilte ihn der Todesengel, als er eben von einer Schweizerreise ins Stift zurückkehren wollte.

Wer sollte nun den altehrwürdigen Hirtenstab von Muri weiterführen? So fragte man sich in den Spätherbsttagen des Jahres 1887 in und ausser dem Stifte. Die Antwort erfolgte im Wahlkapitel vom 8. November desselben Jahres.

Da sich vielleicht viele unserer Leser um den Modus der Abtwahl interessieren, so lassen wir denselben der Hauptsache nach hier folgen.

Am Morgen des Wahltages celebriert der Präses der Kongregation die hl. Geistmesse, bei welcher die Kapitularen kommunizieren.

Kurz darnach begeben sich sämtliche Wähler in den Kapitelssaal. An einem Tische sitzt der Präses mit dem Notarius apostolicus. Auf einem anderen Tische befindet sich das Evangelienbuch zwischen zwei brennenden Kerzen.

Vor Beginn des Wahlaktes werden der Notarius apostolicus und zwei Zeugen beeidigt. Dieser Eid bedeutet so viel als ein strenges Gelöbniß lebenslänglichen Stillschweigens, über alles während der Wahl Verhandelte. Darauf erfolgt die Herablesung aller anwesenden oder durch Prokuratoren vertretenen Kapitularen und alsdann die Eidesablegung der Wähler selbst, (auf das Evangelienbuch), nur denjenigen zu wählen, den sie nach bestem Wissen und Gewissen als den Würdigsten erachten.

Auch die Scrutatoren, welche vorher aus dem Schoosse des Kapitels gewählt werden, legen den gleichen Eid mit derselben Verbindlichkeit ab, wie die Zeugen.

Die Stimmabgabe geschieht durch Stimmzettel, die so zusammengelegt werden, dass nur der Name des Gewählten entfaltet werden kann, während der Name des Wählers mit dem Konventsiegel verschlossen ist. Diese Stimmzettel werden in das nämliche Ciborium gelegt, aus welchem die Wähler am Morgen des Wahltages kommunizierten.

Nachdem dies geschehen, verlassen alle Wähler den Saal. Es erfolgt die Zählung der Vota unter gegenseitiger Vorweisung und Notierung. In dieser Weise vollzog sich der ernste Wahlakt.

Nach kurzer Pause ertönte die Konventglocke zum Zeichen, dass die Kapitularen wieder in den Saal zurückkehren möchten. Der Präses sprach alsdann in feierlichem Tone: „Habemus Abbatem“, und der erste Scrutator nannte den versammelten Söhnen den Namen ihres Vaters: Augustinus. Sofort wurde die Wahl von dem Notarius apostolicus und den zwei Zeugen dem in der Kirche versammelten Volke verkündet. Darauf wurden vor aller Augen die Stimmzettel verbrannt.

Da der Gewählte nicht anwesend war, aber eventuelle Annahme der Wahl erklärt hatte, so unterblieb die übliche Begrüssung und man begab sich zum „Te Deum“ in die Kirche.

Die telegraphische Anzeige nach Sarnen versetzte den Gewählten in eine sehr gemischte Stimmung von Freude und Schmerz. In diese Aufregung hinein ertönten vom Landenberg die Kanonen; es waren Freudenschüsse und man fühlte sich stolz, den verdienten Ehrenbürger zur höchsten Würde des Stiftes erhoben zu sehen. Die Zöglinge feierten die hohe Auszeichnung ihres geliebten Rektors am Wahltage selbst durch eine

herzliche Ovation. Vor der Abreise nach Gries fand die offizielle Beglückwünschung mit Musik und Fackelzug statt; sie wurde von dem neuen Abt mit grösster Ergriffenheit verdankt. Inzwischen waren zahllosse Glückwunschtelegramme, Briefe und Karten von hüben und drüben eingetroffen.

Mit welchen Gefühlen Abt Augustin vom I. Kollegium und seinen Zöglingen, von Land und Leuten von Obwalden Abschied nahm, lässt sich schwer beschreiben.

Wer es mitangesehen, der stand unter dem Eindruck einer ergreifenden Trauerscene. Denn trotz aller Ehrung und Erhebung war das Scheiden aus einem Wirkungskreise, in dem er sein Lebensmark und seine Lebenskraft grösstenteils aufgezehrt hatte, ein schwerer Gang. Selbst die herzliche Aufnahme und der feierlichste Empfang im Stifte vermochten die schweren Gefühle nicht zu verbannen. Mehr denn je erwarte sich an ihm des Dichters Wort;

„Das Herz behauptet seine Rechte,
Der Schöpfer schuf es nicht aus Erz
Das himmlische Geflechte.“¹⁾

Kaum hatte sich indessen am 13. Nov. der feierliche Akt der Benediktion durch den hochwürdigsten Präses der Kongregation vollzogen, da übernahm Abt Augustin mit Mut und Entschiedenheit die Leitung und Führung des Stiftes. Der Blick auf das Brustkreuz entfachte in dem Greisen noch eine Kraft, die wir gewöhnlich nur dem festen Mannesalter zutrauen. Gleichwie das Kreuz nach vier Seiten hinzeigt, so richtete der neue Abt seine Sorge und sein Augenmerk nach allen Richtungen, wo nur immer Amt und Pflicht es forderten — getreu der hl. Ordensregel, auf die er als untrüglichen Kompass schaute.

Es würde viele Blätter füllen, wollten wir alles aufzählen, was er nach Innen und Aussen gewirkt, durch weise Reformen im klösterlichen Leben, durch vorteilhafte bauliche Umänderungen, durch Neubauten, durch Renovationen in Chor und Kirche, und so vieles andere. Doch der Raum gestattet uns nicht, das Einzelne ausführlich zu behandeln.

Vorerst galt es die Lücke auszufüllen, welche seine Wahl zum Abte an der ihm so lieben Lehranstalt verursacht hatte. Schien dies einerseits schwierig genug, so doch anderseits wieder leicht, da ja Kurs und Kompass gegeben waren, und es sich einzig darum handeln konnte, denjenigen herauszufinden, der es verstand, auf den erprobten Bahnen weiter voranzuschreiten. Wem hätte dieses leichter sein sollen, als demjenigen, welcher während vielen Jahren als Studienpräfekt so zu sagen die Rechte Hand des Verewigten gewesen war? Für die glückliche Wahl bürgt zur Genüge die einmütige Uebereinstimmung der Professoren, wie nicht minder die aufrichtige Begeisterung der Studentenschaft. Doch gehen wir weiter.

Als Mann der Ordnung, welche sich in seinem ganzen frühern Leben wieder spiegelt, lag ihm hauptsächlich daran, die Disciplin und den Ordensgeist gewissenhaft zu pflegen und zu heben.

„*Serva ordinem et ordo te servabit*“ betrachtete er als *conditio sine qua non* für ein gedeihliches Klosterleben.

Darin wurde er noch bestärkt durch den Blick auf die Zeitlage, indem er öfters sagte: Je mehr die Welt ein Bild der Unordnung und der Regellosigkeit darbiete, desto mehr seien die Klöster verpflichtet, der Menschheit ein Beispiel der Ordnung zu geben.

Uebrigens hatten die sel. Vorgänger so gut und glücklich vorgebaut, dass der bewährten Energie Augustins eine segensreiche Fortsetzung nicht fehlen konnte. Wenn er die frühere Hausordnung in einzelnen Punkten modificierte, so hatte dies seine guten Gründe, wie er auch die Stunden des Chorgebetes besonders deshalb

¹⁾ P. Gall Morell.

regulierte, um dadurch den Klerikern mehr und geeignetere Zeit für das Studium zu ermöglichen.

Weitere Verordnungen traf der Abt in Bezug auf die Klausur, deren Einhaltung wegen lokalen Verhältnissen mit verschiedenen Schwierigkeiten verbunden war.

Zu diesem Zwecke liess er einen Neubau aufführen und in denselben die Wohnungen der Pfarrgeistlichen sowie der Dienstboten verlegen.

Wie sehr dem Abte das geistige und leibliche Wohl der Untergebenen am Herzen lag, beweist der Umbau des Ghores und die wohnlichere Einrichtung der Zellen.

Bei diesen und ähnlichen Verordnungen leitete ihn die redliche Absicht, einen zahlreichen, sittlich-religiösen und wissenhaftlich-gebildeten Konvent heranzubilden.

Die jeweiligen Ansprachen im Kapitel waren der Ausdruck seiner diesbezüglichen Anschauungen und Bestrebungen.

Und wenn auch die eine und die andere seiner Reformen ihren Zweck nicht oder nur teilweise erreichte, so benimmt dies seiner besten Absicht nichts. Sodann darf nicht vergessen werden, dass er in seinem Vorgehen sich jeweilen an die Beschlüsse der Aebte-Konferenz hielt.

Im übrigen war Abt Augustin nicht derjenige, der das „Sapientis est mutare consilium“ nicht auch am rechten Orte und zur rechten Zeit zu praktizieren wusste. Zu grosser Sorge gereichte ihm die Zierde des Hauses Gottes, so dass die Worte des Psalmisten auf ihn ihre berechnete Anwendung finden: „Dilexi decorem domus tuæ“.

Davon zeugen nicht nur die reichen Anschaffungen von Paramenten, sondern insbesondere die geschmackvolle Restauration des Chores und der Sakristei. „Nur Judas-seelen, dachte er mit Dr. Keppler, können Verwendung und reichliche Verwendung von Geldern und Opfern für das Gotteshaus und für den äussern Gottesdienst unerlaubt und anstössig finden.“¹⁾

Für kirchliche Kunst hatte er stets eine grosse Vorliebe, zumal für schöne Gemälde. Auf seinen Reisen, die er als Professor und Rektor von Sarnen nach Mailand, zur weltberühmten Certosa, nach Venedig, Paris, Strassburg, München und Wien (Ausstellung 1873) gemacht, besuchte er am liebsten die Gemäldegallerien.

Der Eifer des Abtes für die Zierde des Hauses Gottes erntete aber auch gebührende Anerkennung. So erinnern wir uns beispielsweise, wie nach Vollendung des Chores, Monsignore Propst Wiser von Bozen dem gnädigen Herrn vor dem versammelten Konvente in warmen Worten seinen Dank aussprach. Da wir von kirchlicher Kunst gesprochen haben, mag es angezeigt erscheinen, hier ein Wort über Abt Augustins Stellung zur Kirchenmusik einfließen zu lassen.

Obwohl Kenner der Musik und tüchtiger Praktiker, zumal im Violinspiel, und immerhin ein Kind seiner Zeit, verdient er um so mehr unsere Bewunderung, dass er mit seinem Geschmacke, schon als Rektor; so weit brach, als er vernünftige Neuerungen mit ganzer Seele begrüßte.

Kompositionen indes, welche, bei allem Gehalte des Textes, nur allzu laut die Gehaltlosigkeit und Armut der Melodie verrieten, sagten ihm nicht zu.

Er fand dies mit dem Sinn und Geist der Kirche, welche den Menschen mit dem Gemüte so gut als mit dem Verstande nach Oben ziehen will, unvereinbar. In diesem Sinne unterstützte der Abt den Eifer und das Streben der jungen Stiftsmitglieder mit veralteten Missbräuchen zu brechen und den Verordnungen der Kirche über den liturgischen Gesang pünktlich nachzukommen.

¹⁾ Dr. Keppler, Vortrag über kirchliche Kunst.

Dass sein Ansehen dabei wirksam ins Mittel trat, bedarf keines Beweises. Die Vorliebe für einen gotteswürdigen und erbaulichen Choralgesang hatte in dem greisen Abte von der ehemaligen Begeisterung des Chorknaben von Muri nichts verloren, im Gegenteil wachte er strenge darüber, dass der gregorianische Gesang — dieses eigentliche Kind der Kirche — gerade im Stifte die gebührendste Pflege fand.

„Wie weinte ich damals beim Gesange der Hymnen und Lieder, mächtig ergriffen von den Tönen deiner Kirche, die so lieblich sang.“¹⁾

Um es kurz zu sagen, wünschte Abt Augustin würdige Harmonie zwischen Altar, Chor und Zierde des Hauses Gottes. Ein schöner Gottesdienst war ihm Wonne und Freude.

Hand in Hand mit diesem Eifer ging derjenige für die Pflege der Wissenschaften. Wie wäre dies von dem langjährigen Schulmanne anders zu erwarten gewesen?

Schon als Rektor von Sarnen hatte er bei seinen seligen Vorgängern dahin gewirkt, jüngere Kräfte weiter ausbilden zu lassen, so in der französischen, italienischen und englischen Sprache. Jetzt, da die Gewalt in seine Hände gegeben war, tat er dies um so ausgiebiger. Dabei bedachte er nicht nur die klösterlichen Hausstudien, sondern wie billig und recht auch die Schule in Sarnen.

Unter allem Sinnen und Sorgen für das Innere, vergass der Abt auch das Aeusere nicht.

Bekannt ist, wie bekümmert er sich des Klosters Hermetschwil annahm, welches von der aargauischen Regierung auf den Aussterbe-Etat gesetzt war.

Um dasselbe vor dem Schlimmsten im eigenen Vaterlande zu bewahren, erwarb er den verlassenen Nonnen in Habstal, unweit Sigmaringen, eine neue Ansiedlung und fand in der Person des gegenwärtigen Prälaten den geeigneten Mann, um die verwahrlosten Räume zu einem passenden, und, so Gott will, bleibenden Heim zu gestalten. Er selbst reiste wiederholt dorthin und hatte seine innige Freude am Gelingen des Werkes.

Wenn wir an dieser Stelle mit dankbarer Ehrfurcht der Huld und Gunst des erlauchten Fürsten von Hohenzollern, sowie des dortigen Klerus erwähnen, so darf ebenso wenig vergessen werden, mit welchem Takte Abt Augustin jene Sympathien zu gewinnen und zu erhalten bemüht war.

Es erübrigt noch derjenigen Schöpfung zu gedenken, welche in der langen Kette seines rastlosen Schaffens und Wirkens den letzten goldenen Ring bildet, nämlich des Ausbaues des Gymnasiums in Sarnen.

Infolge der immer grössern Frequenz erwiesen sich die ohnehin beschränkten Räumlichkeiten als durchaus ungenügend. Abt Augustin entschloss sich daher, auf eigenem Grund und Boden und auf Kosten des Stiftes einen Neubau zu erstellen, wozu das Kapitel seine volle Einwilligung gab.

Welche Freude und Begeisterung dieser Beschluss bei der hohen Regierung von Obwalden hervorrief, ist hinlänglich bekannt. Nachdem alsdann die Pläne der HH. Architekten Sebastian Altmann und Joh. Bittner sorgsam geprüft und gutgeheissen, wurde der Akkord definitiv abgeschlossen. Herr Bittner übernahm die Bauleitung. Nach allen nötigen Vorkehrungen erfolgte am 22. März 1889 der erste Spatenstich und bereits am 11. Mai fand durch Abt Augustin die feierliche Grundsteinlegung statt.

„Zum Werke, das wir ernst bereiten
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort,
Wenn gute Reden sie begleiten;
Dann fliesst die Arbeit munter fort.“²⁾

¹⁾ Augustin Confess. IX. 7.

²⁾ Schiller, Glocke.

Das ernste Wort von hochoffizieller Seite fand ein ebenso ernstes und würdiges Echo im Herzen der Volksmenge, welche durch ihre Teilnahme die aufrichtigsten Sympathien für das grosse Unternehmen bekundete. Wir waren Zeugen von der Rührung vieler, als das von Professoren und Studenten gesungene „Domine quinque talenta“ die würdige Feier beschloss. Dank der vortrefflichen Leitung und Energie und dem unverdrossenen Fleisse der 200 Arbeiter, dieser wackern Söhne des Südens, wurde der Bau schon im folgenden Herbst unter Dach gebracht. Es war der schöne Anlass des Namensfestes Sr. Gnaden, und Augustin trug selbst den ersten Ziegel empor.

Im März des folgenden Jahres wurde die Arbeit wieder aufgenommen und anfangs Oktober stand der monumentale Bau in seiner Vollendung da.

Die Einweihung der schmucken Gymnasialkirche durch Abt Basilius am 15. Oktober 1891 gestaltete sich zu einem doppelten Feste, indem zugleich das goldene Jubiläum der Uebernahme des Kollegiums damit zusammentraf.

Wessen Freude war an diesem weihetvollen Tage berechtigter als die Abt Augustins? Sie wurde aber auch vollkommen geteilt von Volk und Behörden des Landes, sowie von den Aebten der schweiz. Benediktinerkongregation, welche einen Ehrenpunkt darin setzten, dem Schöpfer und Gründer des edlen Werkes ihre Segenswünsche zu überbringen.

All das Festliche und Erhebende jenes Tages sowohl in als ausser der Kirche, wird zweifelsohne den Freunden und Gönnern des Kollegiums unvergesslich bleiben.

Als Nachklang zur sinnigen Doppelfeier sei hier ein rührender Passus aus der Festpredigt des bekannten Weltüberblickers erwähnt. In seinem Rückblick auf die Geschichte des Klostersturmes sagte er: „An der Hand des ausziehenden Abtes schleppte sich mühsam, krank und sterbend ein alter Mönch fort; der macht es jedenfalls nicht mehr lang; nach wenigen Wochen legte er hier in Sarnen sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe nieder; drunten in der Klosterkirche zu St. Andreas steht sein Grab und sein einfacher Grabstein, — das erste Opfer der Klostersaufhebung in Muri. Wie hat er nur geheissen, dieser längst verstorbene Klosterbruder? — Augustin! Augustin? — Es ist nicht möglich! Da steht er wieder lebendig vor uns, da steht er nicht nur als bescheidener Klosterbruder, da steht er unter uns mit den Insignien eines würdigen Abtes von Muri-Gries; er ist also nicht tot!?“

Augustin lebt noch, er hat das Grab gesprengt; das Samenkorn ist nicht verwest, es hat nur geruht und aus seinem Grabe ist die Riesenblume dieser Kirche und dieser Schule herausgeblüht.

O warum sind sie nicht alle hier, die uns geliebt und gelehrt und die diesem Lande unsterbliche Wohltaten erwiesen?

Adalbert und Luitfried, Johannes und Benedictus, Leodegarius und Bernhard, Ferdinand und Beda! O wenn sie alle diesen schönen, diesen glücklichen Tag erlebt hätten! O wenn wir ihnen heute noch einmal danken, wenn wir ihnen diese Kirche und diese Schule zeigen, wenn wir alle sie noch einmal begrüßen könnten, wir die 3000 Zöglinge dieses Kollegiums; wenn sie sehen könnten, wie ihr Glaube und ihre Liebe unsterblich fortleben.“

Noch ein zweites goldenes Wort aus der herrlichen Rede des Erziehungsratspräsidenten Th. Wirz möge hier zum ewigen Gedächtnis Platz finden. „Gnädiger Herr! Ihre Lebensbahn ist eine Bahn des Segens und darum ist jeder ihrer Schritte begleitet von der treuen Liebe des Obwaldnervolkes. Heute ist es gottlob noch nicht das Abendrot des Lebens, das auf Sie niederleuchtet. Sie haben diesem Lande viel mehr als das Konvikt und das Lyceum, Sie haben ihm den Wert Ihrer Persönlichkeit gegeben. Ihr Beispiel und Ihre ganze Lebensanschauung war und ist von hohem Segen für das Land,

weil Sie der personifizierte Mentor weisen Fortschrittes auf christlichem Boden, edler Prinzipien, treuer und charakterfester Friedensliebe sind.“

Wozu diese Masse von Steinen? wozu ein solcher Riesenbau? mag sich schon mancher Wanderer gefragt haben.

Abt Augustin hatte die Antwort schon bereit, als er zu diesem Werke schritt. Der Ausbau des Gymnasiums war sein lang gehegter Plan gewesen. Daran erinnert der Name, welchen der hochherzige Gründer dem monumentalen Bau selbst gab, trotz vielseitiger Wünsche von Mitbrüdern, welche das Werk auf den Namen des gnädigen Herrn getauft wissen wollten.

Als praktischer Schulmann hatte er mit aller Kraft dahingestrebt, den Anforderungen, welche aufrichtige Freunde der humanistischen Bildung an das Gymnasium stellen, in allweg gerecht zu werden.

Welch lebhaftes Interesse bekundete er nicht seit Jahren an den edlen Bemühungen des schweiz. Gymnasial-Lehrervereins, dem er selbst als Mitglied angehörte?

Wie schon als Rektor, so wandte er auch jetzt das Hauptaugenmerk den klassischen Sprachen zu. Seine Ansichten decken sich vollkommen mit denjenigen, welche die eidgenössische Maturitätskommission in ihren neuesten Entwürfen vertritt, wo es u. A. heisst: „Die Literargymnasien werden ihre Aufgabe am sichersten und besten erfüllen, wenn sie in fester Ordnung auf Grundlage der beiden alten Sprachen eine wahrhaft klassische Bildung vermitteln. Sie werden nur gewinnen, wenn man sie von denjenigen Elementen, welche dies Ziel nicht anstreben wollen oder nicht erreichen können, entlastet. Sie werden dadurch umsomehr in den Stand gesetzt, den ihnen verbleibenden Schülern eine ausgezeichnete Vorbereitung für höhere Studien zu geben, nach welcher Richtung dieselben gehen mögen.“

Als Krönung des Ganzen betrachtete Abt Augustin die Philosophie und dies mit vollem Rechte. Denn sie ist es, welche durch ihren verklärenden Einfluss auf den Geist des Jünglings wesentlich das Verständnis der übrigen Fächer unterstützt. Wie der Brennpunkt die zerstreuten Strahlen sammelt und zum einheitlichen Bilde vereinigt, so die Philosophie, die einzelnen Zweige der Wissenschaft.

Dieses Studium ist aber insbesondere wichtig in Rücksicht auf die Gegenwart. Soll der Abiturient, wenn er hinauskommt ins stürmische Leben, nicht Schiffbruch leiden in dem bunten Gewimmel von Rätseln über die allerwichtigsten Fragen, so muss ihm zur rechten Zeit, d. h. schon am Gymnasium, sichere Fährte und Führung werden. Diese Führung und Fährte wird dem Studierenden vermittelt durch eine gute Philosophie, welche demütig den Satz unterschreibt:

„Studiere nur und raste nie,
Du kommst nicht weit mit deinen Schlüssen;
Das ist das Ende der Philosophie,
Zu wissen, dass wir glauben müssen.“¹⁾

Das war das leitende Motiv des gnädigen Herrn bei Einführung der Lycealkurse, deren Bestimmung der Festredner am Eröffnungstage mit den treffenden Worten kennzeichnete: „Diese hehren Säle werden jenem Wissen, welches unserer Zeit am meisten not tut, der katholischen Philosophie eröffnet. Der Geist eines Augustin und eines Thomas wird durch diese Hallen wandeln. Diese tiefe und reine Philosophie wird die Geister zu logischer, klarer Denkkraft und die Herzen zu christlichen Männercharakteren stählen.“²⁾

Um den Namen seines Werkes „Gymnasium“ als einer idealen Arena des Geistes zu rechtfertigen, scheute Abt Augustin keine Opfer. Wie schon früher bemerkt, lag ihm

¹⁾ E. Geibel.

²⁾ Rede des Tit. Land. Wirz.

sehr viel an der Ausbildung der jüngern Mitglieder des Stiftes. Aus diesem Grunde hatte er einige auf Universitäten geschickt, um die verschiedenen Lehrgegenstände geeigneten Kräften anvertrauen zu können.

Mit dem glücklich vollendeten Ausbau mehrte sich sein Interesse von Jahr zu Jahr und blieb frisch bis zu seinem Ableben. Wie besorgt und bekümmert war er immer um Lehrer und Schüler!

Jedes Jahr vor Beginn der Studien richtete er ein besonderes, herzliches Schreiben an Rektor und Professoren als Aufmunterung, der wichtigen Aufgabe der Erziehung und des Unterrichtes sich freudig und unverdrossen, unter stetem Aufblick zu Gott zu widmen.

Seine Ausdauer bei den Prüfungen und sein reges Interesse, welches er an den Fortschritten der Kleinen wie der Grossen bezeugte, war für Lehrer und Schüler ein mächtiger Sporn.

Unbeschreibliche Freude bereitete ihm die Anerkennung der Maturitätszeugnisse unserer Anstalt.

Sollte man sich wundern, dass Abt Augustin, dessen weise Tatkraft das Kollegium von den bescheidensten Anfängen zu solcher Blüte empor gebracht, so gerne wieder dahin zurückkehrte? Ist es denn nicht eine berechtigte Freude für den Gärtner, den Baum, den er gepflanzt, gehegt und gepflegt, recht oft wieder zu sehen, den Baum, von welchem so manch edler Zweig in den Klostergarten verpflanzt wurde?

Wie viel Schönes und Rührendes liesse sich von der Begeisterung schreiben, welche der Besuch Sr. Gnaden bei Jung und Alt im Lande Bruder Klausens erweckte!

Manch graues Haupt dachte beim Anblick des greisen Abtes an den blühenden Jüngling, dem in den Septembertagen 1846 die erste Liebe zum Obwaldnerländchen ins Herz gepflanzt wurde.

Bei Andern erwachten aufs Neue all die freudig-stolzen Erinnerungen an die glücklichen Jahre, welche sie im Unterrichte des unvergesslichen Lehrers verlebte. Manch einem, der längst seine Geige, Flöte oder Klarinette bei Seite gelegt, zauberte das Wiedersehen die gute alte Zeit hervor, als P. Augustin im alten Schulhause das biedere Bürger-Orchester leitete und nicht rastete und nicht ruhte, bis jedes Dur und Moll richtig klang. Und die vor 30 Jahren das Kollegium kannten, erinnerten sich wieder lebendig des Jubels, mit dem der schmerzlich vermisste Lehrer im Jahre 1863 als Rektor der Anstalt empfangen und begrüsst wurde.

Wie treffend und sinnig hatten die dankbaren Mitbürger das Denkzeichen ihrer Liebe und Anhänglichkeit gewählt, als sie dem gnädigen Herrn den prächtigen Ring mit dem Bildnisse des sel. Landesvaters als Geschenk übergaben!

Dass den Zöglingen der Lehranstalt jedes Mal, wenn Abt Augustin wieder kam, das Herz doppelt freudig schlug, und zwar nicht etwa einzig des Vakanztages wegen, ist hinreichend bekannt.

Alle, sowohl diejenigen, welche noch unter der Fahne des „kleinen Kühner“ kämpften, als auch die, welche sich mit Bardey plagten, schauten mit Liebe und Ehrfurcht empor zum einstigen Rektor, zum Gründer des Musentempels, in dessen Hallen ihnen die Tage und Stunden so kurz geworden.

Um anderes zu übergehen, sei nur flüchtig des Glückes und der Wonne gedacht, die aus aller Mienen leuchtete, wenn Abt Augustin vom Fenster des Kollegiums aus den herzlichen Gruss der jungen Musikanten mit gewohnter Freundlichkeit verdankte, oder wenn er in der Mitte „der Rotbemützten“ erschien und das Wort von neuem bewahrheitete:

„Et verbo et factis veterum servate juventam
Qua servata eritis vel veteres juvenes“. ¹⁾

¹⁾ Aufschrift auf der Veteranentafel im Sektionszimmer.

Doch wir müssen noch ein wichtiges Ereignis berühren, ehe wir das tätige Leben des Verewigten auch nur in Umrissen gezeichnet zu haben annehmen dürfen.

Wenn wir im Ausbau des Gymnasiums für den letzten Schüler von Muri so recht ein „monumentum ære perennius“ erblicken, so erscheint uns für den ersten Novizen von Gries als ein wahrhaft goldenes Gedenkblatt jener 50. Jahrestag der Ansiedlung der Mönche von Muri im kaisertreuen Tirol.

Die hohe Feier vollzog sich im schönsten Wettstreit zwischen Stift und Gemeinde am 24. Juni 1895.

Da jedoch aus Rücksichten für Schule und Seelsorge am genannten Tage nicht alle Kapitularen teilnehmen konnten, ordnete der Abt noch eine zweite Feier an, welche am 26. September stattfand.

Welch ein Schauspiel! Der letzte Schüler von Muri und der erste Novize von Gries, mit den Insignien des Abtes, umgeben von einem Konvente so zahlreich, wie ihn das ehrwürdige Habsburgerstift im Laufe von 800 Jahren nie gesehen!

Das gab fürwahr zu denken und gewiss am meisten für Abt Augustin, dessen Leben wie kein anderes mit der Geschichte der 50 Jahre verwachsen und verwebt war. Schade, dass derjenige, welcher die Ehre des Kloster wie selten Einer mit dem schneidigen Schwerte seiner Feder verfocht, dieses Freudenfest mit seinem besten Freunde Augustin nicht mitfeiern konnte! — Und doch feierte er es mit — vereint mit Abt Adalbert und den alten 1. Freunden von Muri, und von des Himmels lichten Höhen entbot er seinen Festgruss, welchen ihm die Jubiläumsglocke sinnig erwiderte.

Jubiläumsglocke — Leontiusglocke!

Das gab zu denken, sagen wir es noch einmal, aber auch zu danken! — Abt Augustin tat dies gegenüber den herzlichen Kundgebungen für sein Schaffen und Wirken zum besten des Stiftes mit den schlichten Worten: „Non nobis Domine, sed nomini tuo da gloriam“.

Leider sollte dem freudigen Ereignis bald ein trauriges folgen — es war der Hinscheid des um sein eigenes und die übrigen schweizerischen Stifte hochverdienten Abtes Basilius.

Ein doppeltes Band der Freundschaft und des Ordens hatte die beiden zeitlebens innig verbunden.

Voll Teilnahme erwies der Abt von Muri-Gries dem würdigen Präses der Kongregation die letzte Ehre am 2. Dez. 1895. Ebenso leitete er die Wahl seines Nachfolgers, des hochwürdigsten Prälaten Columban und benedicierte denselben am 21. März 1896.

Indessen stellten sich auch bei Abt Augustin immer deutlicher und fühlbarer jene Anzeichen ein, von denen der Dichter klagt:

„Injicietque manum formæ damnosa senectus
Quæ strepitum passu non faciente venit.¹⁾“

Wer hätte sich darüber wundern sollen bei einem Manne, der so viel und so lange gearbeitet? Er selbst verhehlte sich solches nicht und sagte oft mit seinem Lieblingsauktor:

„Multa senem circumveniunt incommoda...“²⁾

Am 8. Januar 1896 sprach er anlässlich der sogenannten Neujahrskantate³⁾ beim Mittagessen offen und unverblümt seine Gedanken ans Sterben aus, indem er an die Worte anknüpfte: „Annus redemptionis meae venit.“

¹⁾ Ovid. Trist.

²⁾ Horaz. Epist. ad Pis.

³⁾ Der schöne Brauch der Neujahrskantate, d. h. der Gratulation an den gnädigen Herrn stammt von Muri.

Da indess der wohltuende Frühling des Südens die alternden Kräfte wieder ein bisschen aufgefrischt hatte, verreiste Sr. Gnaden im folgenden Sommer wieder in die Schweiz, wohnte den Maturitäts- und Schlussprüfungen bei, besuchte alsdann die Aebte-Konferenz in Mariastein-Delle, hernach das Kloster Habsthal.

Auf der Reise dahin sandte der treue Veteran seinen letzten Festgruss an den in Altdorf tagenden schweiz. Studenten-Verein.

Nach Gries zurückgekehrt, überraschte ihn die Todesnachricht von Kommissar von Ah. Wer die Anhänglichkeit des geistvollen Weltüberblickers an seinen ehemaligen Lehrer und ebenso die Liebe und Hochschätzung dieses gegen jenen kannte, der wird den Eindruck jener Botschaft begreifen. Todesahnungen erfüllten aufs neue seine Seele, und er sagte zu mehr als einem: „Jetzt kommt die Reihe an mich.“

In dieser düstern Stimmung schrieb er 8 Tage darauf an den Verfasser dieser Blätter u. A. wörtlich: „O könnte ich diesem und so vielen andern l. Freunden bald nachfolgen.“

Viele Freunde waren ihm in die Ewigkeit vorausgeeilt; so manchen seiner Mitbrüder hatte er selbst bestattet — ein fortwährendes Memento mori, das übrigens im Tagebuch seines Herzens nie auf der letzten Seite gestanden.

Dessen eingedenk liess der Abt in den Monaten September und Oktober seine sämtlichen Schriften, Briefe und offiziellen Aktenstücke in der Prälatur aufs genaueste sichten und ordnen, damit nach seinem Tode über alles und jedes Aufschluss und Rechenschaft möglich wäre.

Ende Oktober und anfangs November stellten sich wiederholt Asthma und Schwindel ein, so dass er an seinem Elektionstag in rührender Ansprache deutlich auf sein nahes Ende hinwies, und die Mitbrüder dringend bat, ihm eine glückselige Sterbestunde zu erleben.

Die Unsicherheit im Gehen, das Anstossen an den Türpfosten, sowie das Schlaffwerden der Arme, die Gefühllosigkeit in den Fingern und ähnliche Zeichen deuteten unverkennbar auf einen bevorstehenden Schlaganfall.

Dies befürchtend, verlangte der Kranke aus eigenem Antrieb am 19. November das Viaticum, umsomehr, da infolge von Asthma und Herzklopfen besonders die Nächte äusserst unruhig waren.

Der Zustand wurde so bedenklich, dass der Gnädige Herr am 26. November, abends 5 Uhr um die hl. Oelung bat, die er in Anwesenheit aller Konventualen mit rührender Andacht empfing. Das Ergreifende dieser Scene, wobei kein Auge trocken blieb, wird nicht so leicht vergessen werden.

Inzwischen stiegen für den l. Kranken intra et extra muros fromme und heisse Gebete empor zum Herrn über Leben und Tod.

Dass die Zöglinge seines l. Kollegium für den kranken Prälaten wie für einen kranken Vater beteten, gereichte uns selbst zu unsäglichem Troste inmitten der schweren Heimsuchung.

Während dieser Zeit weilte der hochwürdigste Erzabt Plazidus von Beuron zur Erholung in unserem Stifte. Derselbe erwies dem l. Patienten alle Aufmerksamkeit, und erwirkte ihm auf seiner Romreise den Segen des hl. Vaters. Mit dem 28. November — es war der Schluss einer Novene — trat eine merkliche Besserung ein, welche der Gnädige Herr unter Tränen des Dankes und der Freude dem Gebete zuschrieb.

Von jener Zeit an las er wieder die hl. Messe, oder wohnte einer solchen bei, und liess sich die hl. Kommunion reichen. Wegen Schwäche und Schwindel war er vom

Breviergebet dispensiert; statt dessen betete er gewöhnlich 3 Rosenkränze. Ueberhaupt war der Rosenkranz sein Lieblingsgebet, wie der hl. Kreuzweg dasjenige seiner sl. Mutter.¹⁾

Der Zustand des Patienten wechselte in der Folge zwischen Furcht und zeitweiliger Hoffnung. An eine gänzliche Genesung war nicht zu denken, da die Aerzte je länger desto mehr eine apoplexia capillaris befürchteten.

Tröstend und erquickend wirkte auf Körper und Gemüt des Kranken die liebevolle, aufopfernde Pflege der Mitbrüder bei Tag und bei Nacht; ebenso hatte er nicht genug Worte des Dankes und der Anerkennung für die abwechselnden Besuche aus der Schweiz.

Alle, welche mit dem l. Kranken näher und ferner verkehrten, sind voll der Bewunderung über seine Geduld und Ergebung in Gottes hl. Willen. Bald wünschte er, dass ihm vom guten Tode vorgelesen, bald, dass ihm Sterbegebete vorgesprochen werden.

Als am 24. Februar ein Mitbruder in die Schweiz verreiste, sagte der Gnädige Herr zum Scheidenden: „Ich weiss nicht, ob wir uns noch einmal sehen; fiat voluntas Dei.“ Mit diesem Worte pflegte er seine Mitbrüder und sich zu kräften. In der Nacht des 11. März trat der von den Aerzten gefürchtete Schlaganfall ein, welcher zuerst die Lähmung des linken Fusses, dann die der linken Hand zur Folge hatte.

Der Abt empfing nochmals bei vollem Bewusstsein und mit inniger Andacht die hl. Sakramente.

Wegen der furchtbaren Krämpfe, grosser Beklemmung, Angst und Asthma wurde der folgende Tag zu einem wahren Charfreitag.

Geduld und Fassung verliessen ihn keinen Augenblick.

Tags darauf wurde er der Sprache beraubt, und als derjenige, welcher am 24. Februar sich schweren Herzens vom l. Kranken verabschiedet hatte, zurückkehrte, fand er die Ahnung leider bewahrheitet. Der Gnädige Herr kannte ihn nicht mehr. Am 14. vormittags blieb er meistens regungslos; die letzte Bewegung glich dem Versuche, das Kreuzzeichen zu machen. Nachmittags stellten sich die unzweifelhaften Anzeichen der nahen Auflösung ein, und unmittelbar vor dem Angelus-Läuten übergab er ohne eigentlichen Todeskampf seine schöne Seele in die Hände seines Schöpfers. In seinem Dienste und im Dienste der Menschheit war Abt Augustins Leben aufgegangen, gleich der Kerze, die sich selbst verzehrt zum Wohle Anderer.

Nach den üblichen Totengebeten wurde die Leiche des Verewigten in die Kapelle des Neubäudes übertragen und auf einem Katafalk aufgebahrt, der in einem Blumenflor prangte, wie ihn nur der Garten des Südens spendet.

Diejenigen, welche zu dieser Zierde das Schönste und Duftendste aus dem Klostergarten zusammengetragen, fühlten es wohl, was sie an dem geistigen Gärtner verloren.

Jetzt strömte Jung und Alt zur Stätte der Trauer, um zu den Blumen der Natur die noch schönern der christlichen Liebe hinzulegen.

Blumenkränze — Rosenkränze! —

Wer sie im Leben nie gesehen, dem wurde sie im Tode noch offenbar — die markante Gestalt des Prälaten mit den gewinnenden Zügen väterlicher Milde, mit dem Adel seines Gemütes, der das Bild des Entschlafenen verklärte, gleich dem goldenen Schimmer der untergegangenen Sonne.

¹⁾ Während wir diese Blätter schreiben, erfahren wir aus zuverlässiger Quelle, dass die Mutter des gnädigen Herrn täglich den Kreuzweg betete.

Ueber die grossartige Leichenfeierlichkeit können wir uns um so kürzer fassen, da dieselbe bereits in verschiedenen Tagesblättern ausführlicher geschildert wurde.

Der imposante Zug, welcher sich am 17. März unter den ergreifenden Trauerweisen der so trefflich geleiteten Bürgerkapelle von Gries von der Stiftskirche nach dem Friedhofe bewegte, benahm auch dem Unbekanntesten jeden Zweifel darüber, dass diese Begleitung zur letzten Ruhe einem grossen und hochverdienten Manne gelte.

Nicht weniger als sieben Prälaten¹⁾, viele andere kirchliche und weltliche Würdenträger, zahlreiche Vertreter des Welt- und Ordensklerus und dazu eine unabsehbare Menge gläubigen Volkes, wie sie Gries nach der Aussage von Augenzeugen nie geschaut, erwiesen Abt Augustin die letzte Ehre.

Das Land, dass ihn mit Stolz zu seinen verdienstlichen Mitbürgern zählt, war, wie vor zwei Jahren zur Freude, so jetzt zur Trauer, durch geistliche und weltliche Abordnung aufs würdigste vertreten.

Auch die Söhne des idealen Jugendbundes hatten die alma mater Oenipontana verlassen, um hinzupilgern zum Grabe ihres Veteranen, mit dem vollen Bewusstsein, dass er, wie Wenige, die Devise des Vereines in sich verkörpert hatte.

Die Gruft Abt Augustins befindet sich neben derjenigen des hochseligen Abtes Adalbert.

Wie laut sprechen diese zwei stummen Gräber! Der letzte Schüler von Muri neben dem ersten Abte von Muri-Gries, der erste Novize von Muri-Gries neben dem letzten Abte von Muri! —

Grosse Ueberwindung kostete es die Zöglinge, nicht erscheinen zu können an dem Grabe, welches die irdische Hülle desjenigen aufnahm, der sie so väterlich liebte, den sie so kindlich verehrten.

Dafür zeigte sich ihre Pietät um so herzlicher und erbaulicher beim Trauergottesdienste in der Gymnasialkirche, und wiederum bei dem erhebenden Anlasse, als das dankbare Land wie Ein Herz und Eine Seele seines hochverehrten und treu geliebten Mitbürgers gedachte.

Ueberhaupt machte das Hinscheiden Abt Augustins allüberall den tiefsten Eindruck; denn wer ihn nur kannte im Tiroler- und im Schweizerlande, konnte ihm seine Verehrung und Hochschätzung nicht versagen.

Für das verwaiste Stift und das noch mehr verwaiste Kollegium lag inmitten der Trauer unsäglich viel Trost in der innigen Teilnahme von Tausenden extra muros. Ja die Aussenwelt hat Aug und Herz. Unzählige haben die langjährige, segensreiche Wirksamkeit des Verewigten gesehen, angestaunt, bewundert und offen anerkannt. Daher die aufrichtige Trauer um den Verlust eines Mannes, von dem alle die feste Ueberzeugung hegen, dass er einer grossen Sache gedient.

Könnten wir die herzlichen Nekrologe und Beileidsbezeugungen zu einem Ganzen zusammenstellen! Wie treffend würde damit des Verstorbenen Leben und Wirken im Dienste der Tugend und Wissenschaft illustriert!

Aus dem Vielen nur Einiges.

So schreibt ein hochgestellter Schulmann²⁾ in der „Allg. Schw. Ztg.“ über den sel. Abt: „Mit tiefem Bedauern vernehmen wir den Tod des ehrwürdigen Mannes, der

¹⁾ Sr. Gnaden Abt Columban von Einsiedeln als Offiziator, dann die hochwürdigsten Aebte von Disentis, Fiecht, Mehrerau, Neustift, Stams und Wilten.

²⁾ H. Dr. F. B.

schon seit geraumer Zeit an das Krankenlager gefesselt war und an dessen Aufkommen leider schon lange nicht mehr gedacht werden konnte. Während einer langen Reihe von Jahren war der Entschlafene als Mitglied des Benediktinerordens Lehrer und Leiter der kantonalen Lehranstalt in Sarnen, des Gymnasiums, das er allmählig zu einer der bedeutendsten Schulen der innern Schweiz erhoben hat.

Er selbst lehrte klassische Sprachen mit grossem Erfolge und gewann ebenso durch seine Milde, wie durch seinen Ernst die Herzen der Jugend, die ihm nicht nur zum Unterrichte, sondern auch zur allgemeinen Erziehung in einem bevölkerten Pensionate anvertraut war. Nach dem Tode des früheren Abtes von Muri-Gries wurde er mit grosser Uebereinstimmung der Beteiligten mit der Würde eines Abtes ausgezeichnet. Die Veränderung in seiner Stellung schwächte sein Interesse für die Anstalt seiner langjährigen Tätigkeit in keiner Weise, im Gegenteil; da nun der Entscheid über die Hilfsmittel des Klosters in Gries in seine Hand gelegt war, so bewies er die Anhänglichkeit an das Obwaldnerland auf das glänzendste dadurch, dass er dem Gymnasium dieses Kantons ein Gebäude erstellte, um das auch die reichsten Städte der Schweiz Sarnen beneiden dürfen. Alljährlich brachte er einen Teil des Sommers in jenem stillen und freundlichen Tale zu, zu Jedermanns Freude. Das ganze Volk kannte ihn und liebte ihn, und vergalt mit ehrfurchtsvollem Danke alles Gute, was er dem Lande geleistet.

Oft hat er in früherer Zeit die Versammlungen des schweiz. Gymnasiallehrervereins besucht und damit Beziehungen angeknüpft, die er auch in seiner spätern Würde nicht vergessen hat. Dem, der diese Zeilen schreibt, werden angenehme Stunden, die er mit dem Dahingeshiedenen in kollegialer Freundschaft und Unterhaltung zugebracht hat, in unauslöschlichem Andenken bleiben.“

Dieser wahrhaft edlen Kundgebung lassen wir noch das herrliche Beileidsschreiben der Tit. Erziehungsbehörde des Kantons Luzern folgen, welches also lautet:

Hochw. H. Rektor und Professoren des Kollegiums in Sarnen.

Hochwürdige Herren!

Mit tiefem Bedauern haben wir Kenntnis genommen von dem Hinscheide des Hochwürdigsten Gnädigen Herrn Augustin Grüniger, Abt von Muri-Gries. Der Verstorbene hat durch seine hervorragende Tätigkeit im Dienste des katholischen höhern Unterrichtswesens sich nicht nur den Dank seiner engern Heimat, sondern der gesamten katholischen Schweiz in höchstem Masse verdient. An der höhern Lehranstalt in Sarnen haben sich so viele Studierende aus unserem Kantone eine tüchtige Vorbildung geholt, und waren dabei die Beziehungen dieser Anstalt zu den Erziehungsbehörden unseres Kantons sowohl während der Zeit, da der Verstorbene an der Spitze des Kollegiums stand, als auch nachher, da die Vorsehung denselben zu der hochwichtigen Stellung des Vorstehers eines Stiftes berufen, dessen Geschicke mit denen unseres Kantons in weitgehendem Masse verbunden sind, fortwährend so vorzügliche, dass wir es als unsere Pflicht erachten, den Gefühlen der Trauer, welche uns beim Hinscheide dieses Mannes ergriffen, Ihnen gegenüber Ausdruck zu geben und Sie zu bitten, davon auch dem wohlöbl. Konvente in Muri-Gries Mitteilung zu machen.

Empfangen Sie, etc.

Namens des Erziehungsdepartements:

Der Regierungsrat.

Düring.

Was die vielen Nekrologe und Kondolenzschreiben bekundeten, bezeugte ebenso herzlich und aufrichtig das lebendige Wort der beiden vortrefflichen Leichenreden auf den Verstorbenen.¹⁾

¹⁾ Monsig. Dr. Weiser und H. Kommissar Omlin.

Alles stimmt ein in die Klage:

„Multis ille bonis flebilis occidit.“

Indem wir die grossartigen Beweise der aufrichtigen Teilnahme an dem herben Verluste hier nochmals herzlich verdanken, müssen wir bekennen, dass uns ähnlich zu Mute, wie dem Sohne, der seinen besten Vater verloren.¹⁾ Was ihn am meisten aufrichtet und kräftet, ist das Bewusstsein, den l. Dahingeschiedenen nicht nur im Kreise der Seinigen, sondern auch ausserhalb der Familie geliebt, geehrt und geschätzt zu sehen.

Dann fängt aber der dankbare Sohn von neuem an, nachzudenken, was er an seinem Vater gehabt, was er an ihm verloren.

Dieser Vergleich dürfte auch bei uns zutreffend sein. Auch wir haben einen Vater verloren. Ein Vater im schönsten Sinne des Wortes war Abt Augustin diesem Kollegium. Er hat es neu geschaffen; er hat ihm seinen Geist eingehaucht; er hat es gross gezogen, stark und blühend gemacht durch sein unverdrossenes Wirken und Ringen für wahre Bildung und Erziehung; er hat ihm ein Gepräge verliehen so bestimmt und klar, wie die Züge seines eigenen Wesens und Charakters, er hat es geliebt und gepflegt wie seinen Augapfel.

Mörtel und Steine können verwittern und morsch werden, aber der geistige Bau wird bleiben und der Name seines Gründers und Vaters wird fortleben im dankbaren Andenken der Lenker und Leiter des Volkes, wie des Volkes selbst, im Lande des seligen Bruder Klaus, fortleben in den Herzen der hundert und tausend Zöglinge der Anstalt.

Ein Vater war Abt Augustin dem Stifte, und es darf ohne Uebertreibung gesagt werden, dass er nach der Mahnung der hl. Regel den Ernst des Meisters mit der Milde des Vaters zu verbinden wusste.

Wie meisterlich führte er nicht den ökonomischen Haushalt?

Auch die klügsten Rechner fanden heraus, dass er trotz der grossartigen Bauten innert 10 Jahren nicht zurückgehaust hatte.

Diese Tatsache muss um so mehr erfreuen, wenn man bedenkt, in welchem Masse Abt Augustin die Freigebigkeit übte, die einen der schönsten Züge seines edlen Wesens bildete.

Wie viele Notleidende und Hilfsbedürftige, wie viele unbemittelte Studenten werden ihre Dankgebete vereinigen mit dem Flehen der Gläubigen in manch einer Kirche, zu deren Bau der Verewigte sein Scherflein beigetragen!

Aber weit grösser noch steht Abt Augustin da als Vater im geistigen Haushalt des Klosters, in seiner wachsamten Sorge und Gewissenhaftigkeit für das wahre Wohl seiner Untergebenen.

Die Regel des hl. Vaters war ihm das goldene Büchlein — das Vade mecum und seine Satzungen von den Pflichten des Abtes galten ihm, wie schon oben gesagt, als Norm und Kompass.

Und wie seine äussere Erscheinung sowohl im gewöhnlichen Leben, als wenn er in Pontificalibus am Altare stand, stets ernste Würde mit Güte und Milde vereinigte, so verläugnete er dieses Wesen am allerwenigsten, wenn er in Amt und Pflicht mit seinen Mitbrüdern verkehrte.

Herrschte etwas vor, so war es die Liebe des Vaters.

Sein persönlicher Wandel enthebt uns jeder Schilderung, da allen sein Beispiel genugsam bekannt ist, das Beispiel eines ächten Mannes, der nur zwei Leidenschaften kannte,

¹⁾ Indessen folgte als Abt und Versteher des Klosters der Gnädigste Herr Ambrosius Steinegger, der schon durch einen zweimaligen Besuch in Sarnen bewiesen, dass er die väterliche Liebe Augustins für seine Lieblingsschöpfung als teures Erbe angetreten.

die sein Herz bewegten: Arbeit und Gebet, von denen er nie ausruhte bis jetzt, wo er ruht in Gott.

Das waren auch die zwei Adlersschwingen, auf denen er sich wie auf Engelsflügeln zu des Himmels lichten Höhen erhob, wie der Mönch im „finstern Walde“ so treffend singt:

„Gebet und Arbeit tragen
Mit starken Engelsflügeln
Uns zu den ewigen Hügeln.“¹⁾

Zum Schlusse nur die Bemerkung, dass die Pietät gegen den 1. Heimgegangenen, unsern geliebten Lehrer und Vater, unsere Feder geleitet hat, wenn wir es versucht haben, den Zöglingen und Freunden statt einer wissenschaftlichen Abhandlung das Bild des Verewigten zu übergeben.

Weit entfernt auf Vollständigkeit Anspruch machen zu wollen, dürfen wir doch überzeugt sein, den Beweis erbracht zu haben, dass unser Motto in seinem ganzen Umfange berechtigt ist:

„Memoria ejus in benedictione erit.“

¹⁾ P. Gall Morell.

U. J. O. G. D.



